



Berlin

den 23. April 1927

Preis 25 Pf.  
Berlin S 20 68, Lindenstraße 3, Empfehlung  
Zum Buchhof Nr. 260, — Herausgeber:  
Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold e. V.,  
Magdeburg, Liebfrauen-Nabell-Mühle, Berlin,  
Redaktion unbekannt.

Abonnement: monatlich 1.05 M.

Preis 25 Pf.



4. Jahrgang  
Nr. 17

Schriftleitung: Berlin S 20 68, Lindenstraße 3, Herausgeber: Dr. Robert Dönhoff 6394. Alle Redaktionen und die Redakteure sind an diese Zeitschrift zu richten. Beauftragte: Gustav Krämer. — Einzelne Bilder, die zur Veröffentlichung gelangen sollen, muß die Einsender einverständnis des Photographen dazu beigelegt sein.

# Illustrierte Reichsbanner Zeitung

Erste republikanische illustrierte Wochenschrift



Reichskanzler a. D. Dr. Joseph Wirth:

„Helft alle, daß wir in Preußen die republikanische Phalanx erhalten und daß wir der Regierung im Reiche sobald wie möglich ein Ende bereiten“, in der Kundgebung des Reichsbanners im Sportpalast zu Berlin am 11. April 1927.



Von innen überfüllter Berliner Sportpalast bei der bedeutungsvollen Kundgebung des Reichsbanners. Abgeordneter Ausschuss am Rednerpult.  
Phot. Wassermann

# Zusammenstehen!

Von Peter Graßmann, 2. Vorsitzender des A.D.G.B.

War schon das kaiserliche Deutschland gesungen, für die Lage der arbeitenden Klassen einiges zu tun, also Sozialpolitik zu treiben (so ungerecht diese Gesetze auch waren und so wenig sie wirklichem Mitgefühl entsprangen), so besteht eine solche Pflicht nicht mehr für den jungen republikanischen Staat. Dieser kann sich nicht in der Schaffung und Gewährleistung nur politischer Rechte und Freiheiten erschöpfen, er muss um seiner selbst willen noch Maßgabe des Möglichen bestrebt sein, allen seinen Bürgern die relativ besten Voraussetzungen auch ihres wirtschaftlichen Gedehens zu verschaffen. Die Demokratie erspielt sinn- und zwecklos, wäre sie sich ihrer sozialen Aufgaben nicht bewusst. Darum stellt die Weimarer Verfassung die menschliche Arbeitskraft als das wertvollste Nationalgut unter ihrem besonderen Schirm, darum spricht sie das „Recht auf Arbeit“ aus, darum versteht sie die vermehrte Sorgfalt des Staates all denen gegenüber, die trotz guten Willens zur Arbeit solche nicht finden können, oder die zeitweilig oder dauernd zu ihrer Leistung unfähig sind. Auf welche Weise das geschieht, bleibt der Gesetzgebung vorbehalten.

Nun kann auch die politische Demokratie allein die Beziehungsverhältnisse eines Landes nicht plötzlich und grundlegend ändern. Sie kann darum auch nicht, ohne die schwersten Rückschläge in Kauf nehmen zu müssen, die soziale Struktur eines Volkes über Nacht radikal umstülpen. Vieles wird sie in seinen Auswirkungen durch gesetzliche Maßnahmen abschleifen und zureckdämmen können, das meiste aber wird sie den Auseinandersetzungen der großen wirtschaftlichen Organisationen überlassen müssen, sie wird aber dort einzugreifen haben, wo schwerer Notstand schleuniger Abhilfe bedarf.

Dies sei vorausgeschickt, will man die Situation bei den parlamentarischen Kämpfen um die Arbeitszeit gerecht würdigen. Streng genommen war der Achtundertag eigentlich bei uns nicht gewünschter. Es existiert nur eine Verordnung des Volksbeauftragten vom November 1918, obwohl sich fast jede eine Reihe von Gewerkschaften nahe an ihn herangestimmt hatte. Bei der Liquidation des Ruhrkampfes und der Stabilisierung unserer Wirtschaft, Ausgang 1923, war die Lage der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen infolge der voraufgegangenen Inflationen keineswegs glänzend, ihre Position durch die zähe Ministerarbeit der permanenten „Weltrevolutionär“ nicht gebessert. Vermögensverfall infolge der Inflation und Mitgliederübergang zeigten an ihren Kräften, so daß sie der Verordnung des Reichsministers vom 21. November 1923, die zwar den Achtundertag „grundsätzlich“ festhielt, ihn aber durch zahlreiche Ausnahmen ausdehnte, den erforderlichen Widerstand nicht entgegensetzen konnten.

Inzwischen setzte die industrielle Rationalisierung mit voller Schärfe ein. Unter der Parole, die Reinigung der Betriebe von allem Unproduktiven, die Heraabsetzung der Produktionskosten sei die unabdingbare Voraussetzung

einer Preisentlastung, die wiederum vermehrten Konsum, also verstärkte Produktion nach sich ziehen müsse, vollzog sich der Hinauswurf von vielen Hunderttausenden von Arbeitern und Angestellten. Die Zahl der Arbeitslosen wuchs von Woche zu Woche, vermehrt durch die Folgen einer Zoll- und Handelspolitik, die zu ausgewesenen Handelskriegen mit einigen Nachbarstaaten führten. In dieser Situation erließ die gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen der Arbeiter und Angestellten aller Richtungen im Oktober vorherigen Jahres eine Kundgebung, in der sie schlanke Schaffung eines Notgesetzes mit dem

Das Ergebnis, um es vorweg zu nehmen, ist bekannt. Der Entwurf des Regierungsparteien wurde mit geringfügigen Änderungen mit schwacher Mehrheit (195 dafür, 184 dagegen) angenommen. Auch seine Verfechter erkannten seine Unzulänglichkeit an, bestritten aber die Möglichkeit, angeicht der eingerissenen Missstände sofort zum „schematischen“ Achtundertag zurückzuführen, verwiesen vielmehr auf die Notwendigkeit, im Spätherbst bei der Beratung des angekündigten Arbeitsschutzgesetzes die jüngsten Fehler zu korrigieren. Der Kampf um den Achtundertag ist im Reichstag demnach nur vertagt; er wird parlamentarisch wieder aufzuladen versucht, er geht inzwischen aber weiter im Wirtschaftsleben.

Ja er wird, wenn nicht alle Seiten tragen, zu folgenschweren Auseinandersetzungen führen, die wirtschaftliche Entwicklung stark gefährden, wenn nicht im Arbeitgeberlager die Vernunft siegt. Ein Zustand, wonach alle Folgen der Rationalisierung, der überholten Kapitalansammlung in der Industrie ausschließlich den Arbeitern und Angestellten aufgefallen werden, wo, neben der Arbeitslosigkeit von heute noch mehr als 1½ Millionen, der Kurzarbeit von weiteren Hunderttausenden, Woche um Woche Arbeitsleistungen bis zu sechzig Stunden und darüber ge-

fordert werden, ist weder für die Betroffenen noch für die Allgemeinheit auf die Dauer erträglich. Ganz zu schweigen von den entsetzlichen Folgen der Erwerbslosigkeit für den einzelnen und seine Familie, von der Gefahr, die diese Entwurzelten für Staat und Gesellschaft bilden — auch die Volkswirtschaft selbst kann das Brüderliche der Kaufkraft vieler Hunderttausenden von Konsumtoren nicht ertragen. Bei aller Anerkennung der Bedeutung des Exports darf die des Innennmarktes nicht übersehen werden.

In anderen Ländern hat das Unternehmertum das längst erkannt und — handelt demgemäß. Arbeitende und Angehörige müssen in den Stand gesetzt werden, in achtstündiger Arbeitszeit für sich und ihre Angehörigen so viel zu verdienen, daß sie ausreichend davon leben können. Nichts wäre verfehler, als auf Grund der Reichstagsverhandlungen anzunehmen, es gäbe in dieser Beziehung prinzipielle Differenzen zwischen den einzelnen „Richtungen“ im Lager der Arbeitnehmer, oder gar darauf zu hoffen, politischer Kalkül könnte einen Teil in die Front der Arbeiter und Angehörigen treiben.

In materiellen Fragen bören alle Unterschiede der Weltanschauungen und Weltansichten auf. Daraus wird das arbeitende Volk Deutschlands in den nächsten Wochen und Monaten sich besonders eng zusammenziehen müssen, durchdrungen vom Bewußtsein des Auseinanderangewiesenseins. Je kraftvoller und zielbewußter Vorgehen und Durchsetzen des als gerecht Erkannten alle Mühseligkeiten und Beladenen desseit, je mehr sie ihre gewerkschaftlichen Organisationen stärken, neue Scharen für sie werben, desto leichter wird es ihnen, die achtstündige Arbeitszeit und auskömmliche Löne zu erlangen. Dann wird der Reichstag im Herbst nur noch einen bereits erklärten Zustand zu legalisieren haben.



Links: Staatssekretär Heinrich Schulz, der seit 1919 die Kabinettsabteilung des Reichsministeriums des Innern leitet, und (rechts) Ministerialdirektor Dr. Diederich, der Leiter der Verfassungsabteilung des Reichsministeriums des Innern, wurden von dem deutschnationalen Minister v. Hassell über Muster entholten und durch reaktionäre Beamte ersetzt.  
Phot. Transocean



Im Kreis: Bundespräsident Otto Hörling spricht bei der Berliner Reichsbannerkundgebung vor 20.000 Zuhörern.  
Phot. Keystone





Die sechs Personen sind in einem Zimmer untergebracht. Der Vater ist tuberkulös.



Bewohnung eines Schwerkranken. Auf diesem offenen Dachboden leben der Kriegsbeschädigte, seine Frau, die Schwangeren und drei Kinder. Ein Bett vor Wasser und Schutz zu schaffen, sind über die Bemühungen gelegt. Antrag auf Bebauung der Kapellenabteilung ist mit der Begründung abgelehnt, daß mit einer Befreiung des Landes zu rechnen sei.

## Wie Kriegsbeschädigte abgesunden sind und wie sie wohnen.

Von Chr. Pfändner, zweitem Vorsitzenden des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten.

Nicht überall besteht die erforderliche Klarheit über das Ausmaß der Versorgung der Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen. Vielleicht ist in der Öffentlichkeit die Meinung anzutreffen, daß das Reich bisher schon alle Anstrengungen zur Herbeiführung einer wirklich ausreichenden Versorgung gemacht habe. Dem ist jedoch nicht so. Das hat auch die gegenwärtige Reichsregierung durch die Regierungserklärung des Reichskanzlers Dr. Marx vom 3. Februar anerkannt, in der es heißt: „Den Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen gilt die besondere Sorge der Reichsregierung; Härten, die sich aus der gegenwärtigen Gesetzesgebung ergeben, sollen nach Möglichkeit beseitigt werden.“

Diesen Worten ist bis jetzt die entscheidende Tat nicht gefolgt. Im Reichstag hat vielmehr ein hartes Ringen um die Verbesserung der unzureichenden Versorgung eingesetzt. Der Reichsfinanzminister erklärte mit Unterstützung der Regierungsparteien, daß er zwar die Versorgung verbessern wolle, aber abwarten müsse, bis dies die Wirtschaftsverhältnisse gestatteten. Trotzdem ist auf das Drängen der Opposition unter Führung des Sozialdemokratischen Abgeordneten Rohmann im Kriegsbeschädigtenausschuss des Reichstags ein Antrag angenommen worden, mit dem die Reichsregierung ersucht wird, noch vor der



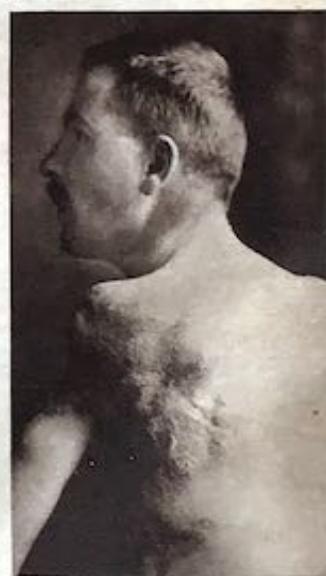
50 Prozent Rente. Verlust aller Zähne. Künstliches Gebiß nicht zu befürworten, da kein Zahnschädel vorhanden. Starke Ganglionbeschädigung. Hautverzierung von der Hüfte an den Unterleib. Drei Jahre fünftlich gehandelt. Beruf: Gerber. Erhält etwa 15,50 M. monatl. Rente.

allgemeine Rentenreform wurde mit der Begründung abgelehnt, daß eben die notwendigen Mittel nicht zu beschaffen seien. Von den Kriegsbeschädigten ist seinerzeit außerordentlich viel Staatsbürgertadel Einsicht verlangt worden, die diese auch gezeigt haben. Man hat ihnen erklärt, daß es sich mit einer geordneten Finanzwirtschaft nicht vertrage, den Haushalt des Reiches dauernd durch Nachtragsetats zu föhren, wie das während der Inflation der Fall sein mußte. Um so mehr hofften die Beschädigten und Hinterbliebenen, daß ihre berechtigten Wünsche wenigstens im neuen Etatjahr Berücksichtigung finden würden. Ein freizewordener Betrag von beinahe 100 Millionen Mark ist jedoch im Wege des doch gesuchten Nachtragsetats für andere Zwecke ausgegeben worden. Dabei ist auch gegenüber dem Reichstag gesellschaftlich verschwiegen, daß zur Deckung der Ausgaben des Nachtragsetats, von denen ein Teil auch auf die Reichsrente entfiel, ein überschüssiger Betrag aus dem Haushalt für Versorgung und Altengehilfen, in dem die Renten ausgewiesen sind, zur Verfügung stand. In den Reihen der Kriegsbeschädigten hat sich deshalb nach Bekanntwerden dieser Tatsache bei Vorliegen des Entwurfs des Haushaltplanes für das Rechnungsjahr 1927 eine berechtigte Empörung bemerkbar gemacht. Trotzdem hat ein Abgeordneter der jüngsten Regierungskoalition (Sozial von der Bayerischen Volkspartei, der sich im Reichstagshandbuch als „Kgl. Bayerischer Major a. D.“ eingetragen hat) im Reichstag erklärt, daß diese Unruhe erst durch den Reichsbund der Kriegsbeschädigten verursacht worden sei.

In Deutschland sind trotz der außerordentlich stark einschränkenden Maßnahmen immer noch beinahe 2½ Millionen Rentenempfänger aus dem letzten Krieg vorhanden. Sie sind nun einmal da und können nicht aus der Welt geschafft werden. Der Empfängerkreis ist auch nicht durch schematische Absindungsmaßnahmen weiter zusammenzudrängen. Im Gegenteil wird man mit einer Erweiterung des Personenkreises zu rechnen schließen. Abfindung dem größten Teil der Beschädigten doch ein erhebliches Unterricht geschehen. Das hat auch der Reichstag schon aus Anlaß der Bekanntgabe der 3. Novelle zum Reichsversorgungsgesetz im Juli 1925 eingesehen. Er hat damals beschlossen, die Reichsregierung zu erlauben, baldigst den Entwurf einer neuen Verordnung zum § 25 Abs. 3 des Reichsversorgungsgesetzes vorzulegen. Die Ausführungsverordnung zu § 25 regelt die sogenannte Versicherungsrente, die auch dann noch zahlt, wenn die Beschädigung wirtschaftliche Nachteile nicht mehr mit sich bringt. Bis heute hat die Reichsregierung jedoch den verlangten Entwurf nicht vorgelegt. Auch einer anderen Entschließung des Reichstags vom 1. Juli 1926 ist bis jetzt nicht Rechnung getragen worden. Diese Entschließung lautet:

„Der Reichstag ist sich darin einig, daß die Versorgung der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen seither nicht so hoch gehoben werden können, als es den als berechtigt anerkannten Bedürfnissen entsprochen haben würde. Er ersucht die Reichsregierung, bei der Aufstellung des neuen Etats oder eines etwa erforderlichen Nachtragsetats oder bei der Verabschiedung von Gesetzentwürfen oder Anträgen, die eine wesentliche finanzielle Auswirkung haben, in jeder Weise dahin zu wirken, daß die notwendigen Mittel für eine Verbesserung der Versorgung durch Einsparungen oder anderweitige Verteilung der Etatssumme freigemacht werden.“

Im Sommer des Jahres 1926 war die Abänderung des Reichsversorgungsgesetzes akut. Damals sind jedoch nur Einschränkungen und ganz geringfügige Verbesserungen für einen kleinen Personalkreis (die Blinden) vorgenommen worden. Eine-



100 Prozent Rente und einfache Pflegezulage. Erhöhte Pflegezulage im Sprungverfahren abgelehnt. Früher: Berufsabschluß.

Sommerpause des Parlaments eine Novelle zum Reichsversorgungsgesetz vorzulegen und den Betrag von 150 Millionen Mark für die Verbesserung der Versorgung zur Verfügung zu stellen. Nachdem dieser Antrag am 30. März im Haushaltungsausschuss gegen die Stimmen der Demokraten, Sozialdemokraten und Kommunisten abgelehnt worden ist, stimmten ihn die Regierungsparteien auch in der dritten Lesung in namentlicher Abstimmung niederg. Für die Beratungen hatte der Reichsbund der Kriegsbeschädigten dem Reichstag eine umfangreiche illustrierte Denkschrift übermittelt, die auf viele Abgeordnete einen erschütternden Eindruck gemacht hat\*).

Seit April 1920, dem Zeitpunkt des Inkrafttretens des Reichsversorgungsgesetzes sind mehr als 700 000 Kriegsbeschädigte mit einer Erwerbsminderung von 10 und 20 Prozent aus der

\*1 Das der Denkschrift entnommenen wie die hier veröffentlichten Abbildungen mit den entsprechenden Bildunterschriften. Insgesamt sind über 120 Photographien in der Schrift enthalten.

50 Prozent erwerbsunfähig, etwa 26 Mark monatliche Rente.



Oben und rechts:  
100 Prozent Rente, keine Pflegezulage,  
früher Bautischler, jetzt ohne Arbeit.

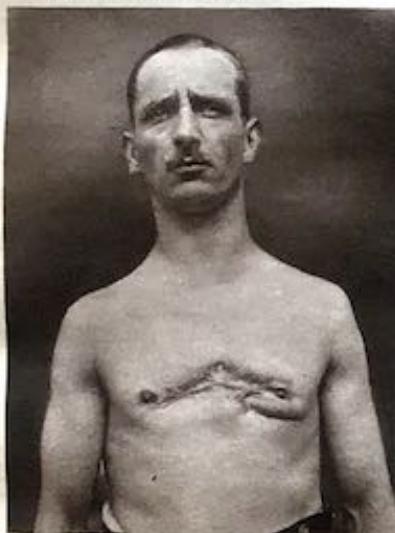


Unten: früher 20 Prozent,  
jetzt keine Rente. Buchbinder.



Oben und links: 100 Prozent Rente,  
keine Pflegezulage. Das Hauptver-  
gessamt sagt im ablehnenden Be-  
schluß: „Ein Zustand der Hilflosigkeit im  
Sinne des Gesetzes besteht nicht, da der  
Beschädigte zu den gewöhnlichen Ver-  
richtungen des täglichen Lebens einer  
feindlichen Hilfskraft nicht daran bedarf.“

Unten: 80 Prozent  
Rente. Kaufmann.



haben, wenn das Unrecht der Abfindung gegenüber den Kriegsbeschädigten wieder einigermaßen ausgeglichen werden soll. Hier fällt eben die Schuld auf das alte Kaiserliche Deutschland zurück, das trotz vieler gebotener Friedensmöglichkeiten nicht verstanden hat, zur rechten Zeit dem Weltkrieg unter ehrenvollerem Bedingungen ein Ende zu machen, als es dann mit dem Friedensdiktat von Versailles geschehen ist. Gerade die Anhänger derselben bürgerlichen Parteien, die für die Kriegsverlängerung mit verantwortlich sind, sollten jetzt ihre Ehrenpflicht darin sehen, das große Heer der Kriegsbeschädigten und Kriegerhinter-

Regierung im Stich gelassenen Anträge wenigstens im Ausführungswege angenommen werden.

Insgesamt wird gegenwärtig im Reichshaushalt für die Renten der Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen einschließlich der Heilbehandlung und der orthopädischen Versorgung ein Betrag von rund einer Milliarde 100 Millionen Mark ausgewiesen. Noch mindestens 150 Millionen müssen hinzukommen, um die Versorgung einigermaßen anständig zu gestalten. Insgesamt hat man es mit einer hohen Summe zu tun, aber im einzelnen kommt für den Rentenempfänger im Monat eben so viel heraus, daß es in vielen Fällen zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist. Es muß Pflicht aller anständigen Staatsbürger sein, dafür zu sorgen, daß den Opfern des Krieges Gerechtigkeit widerfährt. Dr. Gehler hat es bekanntlich für gut befunden, den Reichsbund der Kriegsbeschädigten wegen seines tatkräftigen Eintretens für die Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen für politisch im Sinne des Reichswehrgesetzes zu erklären. Derselbe Minister gestattet aber, daß die Reichswehrkapellen bei jedem Kriegervereinstreffen nach Achtzen ausspielen. Eine solche Pflege der Tradition des alten Heeres scheint dem Reichswehrminister und der Reichswehr tatsächlich viel wichtiger und richtiger zu sein als ein tatkräftiges Eintragen für die zusammengehoffneten Kameraden des alten Heeres und ihre Hinterbliebenen.

Nicht besser als in der Versorgung sieht es in der Frage der Wohnungsbefassung aus. Vier, fünf, sechs und acht Personen müssen sehr oft in einem „Zimmer“ hausen, und dabei ist der Vater ein 100 Prozent erwerbsbeschränkter Tuberkulöser. Die Demokraten und Sozialdemokraten haben auch hier auf



Platzkonzert des Reichsbanners des Ortsvereins Brandenburg (Havel).

**Wir bitten,**  
die an uns gerichteten  
Bürokratie richtig zu tran-  
skriptieren. Wir müssen in  
Junkt mit Strafporto  
belagte Zusendungen an-  
zunehmen vorweigern.  
Verlag und Redaktion  
der „R.L.“



Links: Auf dem Boot-  
platz der Marineabteilung  
des Reichsbanners in  
Bremen sind die Name-  
roden mit dem Kalfatern  
und Maaten der Boote  
„Republik“ u. „Vorwärts“  
eifrig beschäftigt.

Rechts: Eindrucksvolle  
Totenfeier des Reichs-  
banners Dreis-Liesebach  
(Kreis Siegen) am  
Kriegerdenkmal.

Abregung des Reichsbundes der  
Kriegsbeschädigten im Reichstag  
einen Antrag gestellt. Sie verlangen,  
daß die für die Förderung der  
Neubautätigkeit für Kriegsbeschädig-  
te und Kriegerwitwen vor-  
gesetzten Mittel von 2½ Mil-  
lionen Mark um fünf Millionen  
Mark vermehrt werden. Dieser  
Antrag wurde im Reichstag mit  
den Stimmen der gegenwärtigen  
Regierungskoalition abgelehnt. Stimmläufer waren dabei  
bei der Deutschen Volkspartei der  
Abgeordnete Thiel, dessen Zentral-  
verband deutscher Kriegsbeschädig-  
ter vom Stahlhelm so nachdrücklich  
empfohlen wird, und wieder der  
„Mgl. Bayer. Major“ Koibl.





Einer der im Bau befindlichen, bereits 30 Meter hohen Unterzonenmasten des verhüllten Deutschlandbundes, der auf dem Gelände in Zehlendorf bei Königswusterhausen errichtet wird, ist infolge eines Sturmes zusammengebrochen.  
Press Photo

Rechts: Der Berliner Schachklub veranstaltete das zweite internationale Meisterschaftsspiel, an dem Spieler aus drei verschiedenen Ländern teilnahmen.  
Phot. Laufer



In der Holzpfostenfabrik von Heinrich Frese in Berlin-Niederschönhausen zerstörte ein Großfeuer einen Teil der Fabrikgebäude. Frese ist als Sozialpolitiker, Vorkämpfer für den Nachfrundenstag und Gewinnabteilung der Arbeiter weit über Deutschland hinaus bekannt.  
Phot. Wippe



Oben und rechts: Einzig in ihrer Art dürfte die fahrbare Schulzahnklinik, die vom Landkreis Bonn in den Dienst gestellt wurde, sein. Oben: Blick in das Innere, rechts: Außenansicht der Auto-Zahnklinik.  
Phot. Allende



Der ehemalige Finanzminister Loeffler hielt in der Berliner Handelskammer einen Vortrag. Loeffler (links) in Begleitung von Chefredakteur Georg Bernhard.  
Phot. J. Graudenz



Der historische Eisenbahnwagen, in dem der Waffenstillstand geschlossen wurde, ist aus dem Hof des Kriegsmuseums in Paris an seinen alten Platz, in den Wald von Compiègne, gebracht worden.  
Phot. Keystone



Die Verkehrswoche in Düsseldorf wird mit einem großen Reklamefestzug eröffnet.  
Press Photo

# KIEL UND KANAL.

Er singt jährling, Tag und Nacht,  
der Rathausurm mit seinem  
Glockenspiel, die alte Melodei, daß  
Kiel kein Geld hat und daß dieser  
deutende Umstand der ganzen Welt  
bekannt sein soll.

Aber wir lieben unser Kiel! Wir  
sehen und fühlen den Alpdruck auf  
dem Wirtschaftsleben unserer Stadt in  
gesteigertem Maße, siebzehntausend  
laufen zum Stempeln — gestern, heute,  
morgen —, darben und sorgen sich  
frümm und dummkopf.

Kiel hat keine weitberühmten  
Schönwürdigkeiten, ist auch keine  
überaus schöne Stadt im Innern, hat  
viele enge, nicht immer gut ge-  
pflegte Straßen, hat Einrichtungen  
aus „guter alter Zeit“, die einer  
Großstadt kaum würdig erscheinen.

Aber wir lieben unser Kiel! Auch  
dann, wenn wir erkennen, daß es  
durch die vorzügliche maritime Ent-  
wicklung viel von seinem niederr-  
deutschen Charakter hergeben mußte.

Denn Kiel hat seinen Hafen,  
seinen Kanal, sein Meer; hat stetige  
produktive, gut organisierte Ar-  
beiterchaft mit geradem Rücken und  
festem Geist; hat seine Bürgerschaft  
mit überalter Einstellung auf allen Gebieten, hat seine  
Universität mit freiheitlicher Tendenz in Kunst und  
Wissenschaft, — eine einflichtsvolle, milde Ritterlichkeit und  
hochstehende Schulen. Und war zweimal der Quell  
einer großen Freiheitsbewegung, einmal 1848 gegen  
dänische Willkürherrschaft, einmal, siebzig Jahre später,  
gegen wilhelminischen Kriegs- und Großenwohnraum.

So sind wir stolz auf unser Kiel und wollen ein  
Befriedenes von ihm erzählen.

Cavitas Holsatorium, ein Fischernest, sicher auch mit  
etwas Seeraub im Gewebe, das war der Platz auf einer  
Halbinsel, der heutigen Altstadt, aus dem Adolf IV. um  
1230 durch Anlage einer Burg den Ort vom Nyle schuf.  
Handelspolitisch gelangte Kiel zu keiner großen Bedeu-  
tung, trocken Landesherren und dänische Könige aus  
fliegendem Interesse manchen vergeblichen Versuch ange-  
stellt haben. Um 1560 legte der zweite Christian von  
Kopenhagen in Kiel im Gegenzug zu Lübeck einen Waren-  
und Umschlagsplatz an. Aus jener Zeit stammt der soge-  
nannte Kieler Umschlag, ein jährlicher Geldmarkt, der  
vom 6. bis 18. Januar abgehalten wurde. Der Kieler  
Umschlag war für die nähere und weitere Umgebung durch  
Jahrhunderte das Facit von  
Handel, Gewerbe und Land-  
wirtschaft, bei dem auch das  
Vergnügen eine große Rolle  
gespielt hat.

Um die Mitte des sech-  
zehnten Jahrhunderts verschaf-  
ten die Gottorper Herzöge die  
Herstellung einer Handels-  
verbindung mit dem Orient.  
Es ist nichts dabei heraus-  
gekommen. Am Nikolai-Markt  
sahen die persianischen Häuser,  
gebretliche Zeugen aus jener  
Zeit. Wertvoller war die Tat  
des Gottorper Christian Ul-  
rich, als er 1665 die Kieler  
Universität gründete. Im  
Wechsel der Jahre ging diese  
Hochschule ihren schweren Gang  
durch Rückenschritt, Stillstand und  
Fortschritt bis zu heutiger

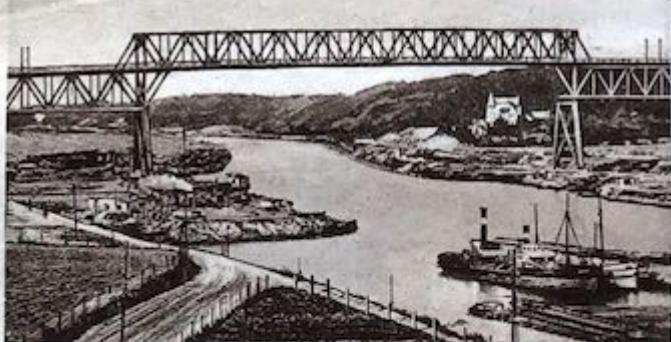


Abendstimmung  
am Kleinen Kiel.  
Phot. Transocan



Rechts:  
Die Schleusen des  
Nord-Ostsee-Kanal  
von der Holte-  
naner Brücke aus  
gesehen.  
Photobak

Unten:  
Die Kanalbrücke  
bei Holtenau, ein  
Meisterwerk deut-  
scher Technik.



norddeutschen Charakter nicht gerecht werden konnte. Durch entstand ein Stadtbild ohne Einheit, Eigenheit und Schönheit. So mußte manches geschicklich Wertvolle dem Neuen weichen, das schließlich der Stadtbau, Oberbaudirektor Stubben, der baulichen Erweiterung Kieles eine Richtung gab, die Aug' und Herz wohl Freude geben kann. Die Erweiterung der Stadt forderte ein neues Stadthaus: an Höhe und ästhetischer Wirkung steht der 102 Meter hohe Turm an zweiter Stelle in unserer Provinz. Vor dem Rathaus wurde im Jahre 1907 nach den Plänen des Theaterarchitekten Seeling das Stadthaus im Stil der niederländischen Renaissance errichtet und damit dem ausgeprägten Kunstsbedürfnis von Stadt und Provinz Rechnung getragen.

Durch Anlage von freien Plätzen und weiten Parks gab man dem Stadtbild ein schöneres Gepräge und der wachsenden Bevölkerung Licht und Luft. Der pädagogische Sport- und Spielplatz ist von solcher Größe und Schönheit, daß wir von vielen Städten darum beneidet werden. Und doch haben unsere Stadtväter vorausschauend die



Blüte. Sie ist die geistige Geburtsstätte der  
schleswig-holsteinischen Freiheitsbewegung von  
1848 geworden, und hat es auch später  
verstanden, unter gegenseitiger wilhelminischer  
beeinflussung ihren alten Charakter zu  
bewahren.

Vom Schloß, dem gelegentlichen Wohnsitz  
früherer Fürstengeschlechter, ist nicht viel  
Rückensicht zu erwähnen. Volk und Land sind  
wiederholt in seinem weichen Saal rechtlos  
verschachert worden. 1670 waren wir sogar  
einmal „Eigentum“ Petets III. von Ruh-

Links: Das Gewerkschafts-  
haus in der Legienstraße, in  
dem vom 22. bis 27. Mai der  
Parteitag der Sozialdemo-  
kratischen Partei stattfindet.

Rechts:  
Hünengrab  
in der Nord-  
mark.





Neuanlage eines Großkampfspielplatzes bereits in ihr Bauprogramm eingestellt. Trotz schwieriger Finanzlage hat unsere Stadtverwaltung durch rechtzeitigen Ankauf ausgedehnter Ländereien bewiesen, daß sie für eine gesunde Bodenpolitik Verständnis hatte, die uns heute die Anlagen solcher Art ermöglicht.

Von großer Bedeutung unserer handelspolitischen Entwicklung sind die Anlagen des Nordhafens im Vögbrook an der Kanalmündung. Der große Getreidehof, errichtet unter der Führung des Kaufmanns Paul Bartels von den schleswig-holsteinischen Meiereiverbänden, stellt eine Einrichtung modernster Form dar, der jenseitsgleichen kaum an anderen Weltplätzen findet.

Eine Schöpfung der Neuzeit ist das Kieler Gewerbeschiffhaus an der nach dem Gründer der deutschen Gewerkschaften, Karl Legien, benannten Straße. Im vorigen Jahre wurde ein Erweiterungsbau angegliedert, der an Schönheit nach außen und innen eine würdige Zierde unserer Stadt geworden ist, gleichzeitig ein erhebendes Wahrzeichen des Willens und Könmens unserer Arbeiterschaft. Der große Konzert- und Versammlungsraum ist neben Universität und Theater Mittelpunkt der kulturellen Veranstaltungen.

Der Kieler Kanal sollte seinen Vorläufer in dem bescheidenen Eiderkanal, der unter dem dänischen Christian VII. von 1777 bis 1784 mit Spaten und Schaufel gegraben wurde. Von Holsenau bis Rendsburg lief die Wasserstraße flutartig durch die ländlich-reizvolle Gegend. Von Rendsburg bis Tönning bildete die Eider die natürliche Fortsetzung dieses Wasserweges. 1887 begann der Bau des neuen Kanals, der bei einer Länge von fast 100 Kilometern dem Kieler Hafen mit der Elbe bei Brunsbüttel verbindet. Fünfzehn Jahre nur genügten die Ausmühle der Wasserstraße, und schon wurde der 1900 begonnene Erweiterungsbau erforderlich. Die Wasserstraße wurde bei einer Tiefe von elf Metern von 22 auf 45 Meter, der Spiegel von 62 Meter auf über 100 Meter verbreitert. Die neuen Schleusen mit Ausmaßen von 350 Meter Länge, 45 Meter Breite und 13,75 Meter Tiefe werden nur noch von den gleichen Anlagen des Panamakanals um ein Weinges übertroffen. Der Nord-Süd-Verkehr der Eisenbahnen erforderte den Bau von vier Hochbrücken in Eisenkonstruktion in einer Höhe, die den höchsten Maßen der Schiffe Raum gibt. Die Brücke von Klevensau überspannt den Kanal in einem einzigen Bogen.

Die Brücke von Klevensau überspannt den Nordhafen-Kanal in einem Bogen von 163 Meter Weite und 42 Meter Höhe.  
Foto: Transocean

Moderne ist die Brücke der Brüder von Holtenau und Rendsburg, die erst durch den Erweiterungsbau geschaffen worden sind. Ihr überaus luftiges und eleganter Linie schwingt sich die Brücke von Holtenau wie ein Machtband über die Wasserstraße, ein Kunstwerk deutscher Ingenieur- und Arbeiterkunst. Die Rendsburger Brücke dient nur dem Eisenbahnverkehr unserer Nord-Süd-Hauptbahn. Tief unter ihr laufen die Schiffe aller Nationen, bringen und holen Erzeugnisse der schaffenden Menschheit vom Land zu Land in friedlichem Wettkampf.

Träger alles dessen sind die Arbeiter der Völker; in ihnen liegt und schafft die Kraft der Welt, fördert und erzeugt alle Werte der Kultur und Materie.

Richard Hansen.



# GRATIS!



## SHAKESPEARES WERKE

Die Reihe unserer in- und ausländischen Klassikerausgaben erweitern wir Anfang Mai durch unsere neue Ausgabe von Shakespeare, enthaltend sämtliche Werke des Dichters. Es ist der Wunsch des Verlages, diese Ausgabe weitesten Kreisen zugänglich zu machen und wir haben deshalb beschlossen, eine grosse Anzahl Exemplare dieses Werkes gratis abzugeben. Jeder Leser dieses Blattes, der den unten angefügten Coupon innerhalb 10 Tagen an unser Hauptkontor einschickt, erhält unentgeltlich ein vollständiges Exemplar unserer Ausgabe von

### SHAKESPEARES SÄMTLICHEN WERKEN

in 20 Bänden, enthaltend etwa 3500 Seiten.

Die genialen Schöpfungen des gewaltigsten dramatischen Dichters nicht nur Grossbritanniens, sondern aller Länder und Völker, stehen bereits seit Jahrhunderten an erster Stelle der gesamten Universalliteratur. Sie haben Legionen von begeisterten Lesern und Zuschauern durch ihre dramatische Spannkraft, die unverricht dasteht, durch ihre erschütternde Tragik und ihren unverweilichen Humor gefesselt und erheitert. Auch heute noch stehen sie in unverblühter Lebensfrische da, vermögen nach wie vor den Leser zu ergreifen und entzücken. — Unsere Ausgabe bietet alles, was der grosse Brille je zu Tage gefördert hat.

Die Werke erscheinen schön gedruckt und in gewöhnlichem Buchformat, und nur für Verpackungs- und Annonsenspesen verlangen wir eine Vergütung von 10 Pf. pro Band. Der Versand erfolgt der Reihe nach, wie die Aufträge eingehen. — Nachstehend seien einige Werke Shakespeares erwähnt:

*Der Kaufmann von Venedig, Romeo und Julia, Hamlet, Prinz von Dänemark, König Lear, Julius Cäsar, Othello, Macbeth, Die lustigen Weiber von Windsor, Ein Sommernachtstraum usw.*

(Irgendwelche Geldbezüge sind vorläufig nicht einzuhenden.)

#### COUPON

Dieses Angebot gilt nur für Coupons, die innerhalb 10 Tagen an uns eingingen werden.

\*

**GUTENBERG-  
VERLAG**

CHRISTENSEN & Co.  
Hamburg I, Bieberhaus.

Unterschreiter wünscht sich gratis Shakespeares Werke. Empfangbestätigung und Nachricht über den Versand erbitten.

Name: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Postort: \_\_\_\_\_

Wir bitten dringend, unseren Verlag nicht zu verwechseln mit kleineren in jüngster Zeit aufgetauchten Unternehmungen, die unter Nachahmung unseres Vertriebssystems gleichartige Annoncen über Werke erscheinen lassen, deren literarische Bearbeitung sehr zu wünschen übrig lässt.

# Samuel Heinicke, der Begründer des deutschen Taubstummen-Unterrichts.

Unter den Männern, die wir als Wohltäter der Menschheit ehren, nimmt Samuel Heinicke einen der ersten Plätze ein; denn er lehrte die Stummen sprechen und erhob sie zu einem menschenwürdigen Dasein.

Diese Worte aus einem Aufrufe zur Gründung einer „Heinicke-Stiftung“, die armen Taubstummen Unterricht in Taubstummenanstalten ermöglichen sollte, würdigten in gedrängtester Form Samuel Heinicke's Bedeutung. Seine Lebensarbeit lag darin, die Taubstummen zu mühlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Er batte die Bildungsfähigkeit der Taubstummen erkannt, und daraus folgerte er das Recht der Taubstummen auf Bildung und die Pflicht des Staates oder der Gemeinschaft, Unterrichtsmöglichkeiten für diese Stießkinder des Glücks zu schaffen. Überzeugend wies er nach, daß der unbeschulte Taubstumme der Allgemeinheit zur Last fallen muß, während der unterrichtete Taubstumme wie jeder andere Mensch einen Beruf erlernen und sich selbst erhalten kann, so daß, volzwirtschaftlich gedeckt, der Staat in seinem ureigensten Interesse für die Bildung der Taubstummen sorgen muß.

Heinicke hat damit recht behalten. Achtzig Prozent aller Taubstummen sind heute in der Lage, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen und ein menschenwürdiges Dasein in der Gemeinschaft ihrer Volksgenossen zu führen. Sie sind also nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Zehn Prozent erwerben sich nur einen

und begabte Knabe wenig Lust. Geistige Beschäftigung jagte ihn viel mehr zu. Sein Vater war damit nicht einverstanden, und heimlich nur konnte der Knabe und später der Jüngling seine Studien treiben. Nach Bauernstilte wußte ihm sein Vater eine Frau aus, aber Heinicke hatte sich schon mit einem anderen Mädchen ver-

säfische Heer bei Pirmas gesangen. Um nicht in das preußische Heer eingezogen zu werden, floh Heinicke nach Jena. Dort wollte er seine Studien an der Universität vollenden. Doch die Gefahr, von preußischen Wertern als Deserteur erkannt und behandelt zu werden, ließ ihn abermals fliehen. In Hamburg wurde er Sekretär und Vorleser bei der Gräfin Schimmelmann. Durch Vermittlung der Familie Schimmelmann erhielt er 1769 die Kantorstelle in Eppendorf bei Hamburg. Der Zufall führte ihm hier wieder einen taubstummen Knaben zu. Er unterrichtete ihn, und es gelang ihm, diesen Knaben zu verständlichem Sprechen zu bringen. Der Pfarrer des Ortes aber erstickte sich gegen diesen „Eingriff in den Ratschluß Gottes“; denn Gott habe diesen Menschen stunden gemacht, und deshalb sei es nicht erlaubt, sondern schändhaft, taubstumme Menschen entzummen zu wollen.

Heinicke aber unterrichtete den Knaben unbekürt weiter. Seine Unterrichtserfolge an taubstummen Kindern wurden bekannt. 1774 hatte man ihm schon fünf Taubstumme anvertraut. Die Zahl seiner Schüler wuchs weiter, so daß er sein Lehramt und die Kantorstelle in Eppendorf aufgab und sich ganz dem Unterricht Taubstummen widmete. Von überallher kamen Besucher, die sein Werk bestaunten.

Durch einen solchen Besucher, den sächsischen Hauptmann Schröder, erhielt Heinicke wieder Verbindung mit seiner Heimat. Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen berief ihn mit einem jährlichen Gehalt von



Samuel Heinicke, dessen Geburtstag fällt am 10. April zum 200. Male jährte.

Links:  
Schule in Eppendorf bei Hamburg.

Rechts:  
Erste Taubstummenanstalt in einem besonderen Gebäude in Leipzig.

Photographie von Oelgemälde eines Taubstummen in der Stadt. Taubstummenanstalt in Leipzig



Teil ihres Lebensunterhaltes, und die übrigen zehn Prozent nehmen die volle öffentliche Fürsorge in Anspruch. Die jetzt herrschende Arbeitslosigkeit ist unter den Taubstummen nicht größer als unter den Hörenden.

Zu gleicher Zeit mit Samuel Heinicke vertrat in Paris Abbé de l'Epée den Gedanken der Bildungsfähigkeit und der Bildungsnotwendigkeit der Taubstummen, aber er folgte einem anderen Weg: ein umso hattet sich ein anderes Unterrichtsziel gesetzt. Abbé de l'Epée unterrichtete die Taubstummen in der ihnen eigenen Gebärdensprache, bildete diese weiter aus und ließ seine Schüler schreiben. Dadurch blieben die Taubstummen weiter abgesondert von den übrigen Menschen. Samuel Heinicke aber lehrte seine Schüler das Ablesen der Sprache vom Munde und die Lautsprache ihrer hörenden Mitmenschen selbst sprechen.

Zwischen Samuel Heinicke und de l'Epée entstand ein Streit über die Richtigkeit ihres Unterrichtsverfahrens. Trotz der Tatsache, daß Heinicke seinen Schülern wirklich eine verständliche Sprache ermöglichte, wurde der Methodenkreis zwischen ihm und dem Franzosen durch Professoren der Universität Zürich gegen ihn entschieden. Die Zeit aber entschied gegen die Professoren; denn heute werden ja in der ganzen Welt die Taubstummen nach der Methode Heinicke's in der Lautsprache unterrichtet.

An seiner Wiege wurde es Heinicke nicht gelungen, daß er eine so bedeutsame Rolle in der Geschichte der Menschheit spielen sollte, daß er einem von der Natur vernachlässigten Teil der Menschheit die Tore zu wahren Menschentum öffnen sollte. Am 10. April 1727 wurde er in dem kleinen Bauerndorf Rautenkäll bei Weihenstephan als der Sohn eines recht wohlhabenden Bauern geboren, und es galt als ausgemacht, daß auch er wieder Landwirt würde. Doch dazu spürte der kluge

sprochen. Zwei Bauernschädel standen sich gegenüber. Keiner wollte nachgeben. Heinicke lobt Heinicke. In Dresden ließ er sich als Soldat anwerben. Den Stumpfstein des Soldatenrads gliederte er aus durch eigene Studien. Bei einem Feldprediger der Leibgarde nahm er mit gutem Erfolg Unterricht in Latein und Französisch. Er selbst



Die jetzige Staatliche Taubstummenanstalt in Leipzig, in der rund 500 Kinder im Sinne Samuel Heinicke's unterrichtet werden.

gab auch Unterricht und ermöglichte so die Fortsetzung seiner Studien. Schon in dieser Zeit versuchte er sich im Unterricht eines taubstummen Knaben. Er lehrte ihn schreiben und rechnen, ja auch Sprechversuche stellte Heinicke mit ihm an.

In diese friedliche, glückliche, verheißungsvolle Arbeit griff der Siebenjährige Krieg mit rauer Hand. Friedrich der Große marschierte in Sachsen ein und nahm das

400 Talern nach Sachsen. Dafür erklärte sich Samuel Heinicke, bereit, arme sächsische Taubstumme unentgeltlich zu unterrichten, nur sollte ein Kostgeld von 100 Tälern jährlich gezahlt werden. So kam es 1778 zur Gründung der ersten Taubstummenanstalt Deutschlands in Leipzig. Heinicke hatte Leipzig gewählt, da, wie er selbst sagte,

„für eine Taubstummenbildungsanstalt eine große, volkreiche Stadt gewählt werden muß, in der viel bewegten bürgerlichen Leben für taubstumme Jünglinge sich ein weites und reiches Feld nützlicher und bildender Anschauungen und Erfahrungen öffne.“

Zwar war Heinicke durch den Kurfürsten von Sachsen nach Leipzig berufen worden, aber trotzdem blieb seine Schule eine Privatveranstaltung, da nur vermögende Leute für ihre tauben Kinder diesen Unterricht und den Unterhalt bezahlen konnten, obwohl Heinicke's Forderungen sich durchaus in bescheidenen Grenzen hielten. Sächsische Taubstumme hatten zwar die Vergleichung des unentgeltlichen Unterrichts, aber der Satz von jährlich 100 Tälern für Kost und Wohnung bedachte doch für die meisten eine unerschwingliche Summe. So konnten nur reiche Ausländer und reiche sächsische Landeskinder Aufnahme finden und dieser Wohltat teilhaftig werden. Die Staatskasse übernahm jenes von Fall zu Fall die 100 Taler Kostgeld für die sächsischen Taubstummen, aber Heinicke fühlte sich noch weit von seinem

Ziele, die Taubstummen eines ganzen Landes mit Staatshilfe zu beschulen, als er nach nur zwölfjähriger Tätigkeit in Leipzig seine Augen für immer schloß.

Wenn auch heute noch nur in wenigen Staaten ein Schulzwang für Taubstumme besteht, so genießen doch in 75 deutschen Taubstummenanstalten gegenwärtig rund 6000 taubstumme Kinder die Segnungen des Lebenswerks Heinicke's.

Kurt Polster.

# Die Verschwörung des Dolphin.

All Rechte einschließlich  
der Vervielfältigung vorbehalten.  
Vom Verfasser vorbehalten.

#### 4. Fortsetzung

Die Zimmer waren Säle oder enge Kammern. Alle überragend hoch. Waurische Stuckfriesen, gewölbte Nischen, von Säulen begrenzte Ecken machten die unruhige Kälte bedrohlich. Die Schritte hielten, auch wenn die Mädel noch so massig und die Portieren Fenster und Türen verblühten.

Die Witwe, die den Gläubigen ihre Wohnung vermietete, war die Witwe nach einem Landgerichtspräsidenten und nahm beim Eingang die Gäste in Empfang.

Jedem, den Freunde oder Schlepper herbeiführten, überreichte sie eine Nummer und lächelte verschämt: „Zwanzig Mark bitte zur Errichtung eines Tempels.“ Das gelbe Parkett dieses saalgroßen Speisenzimmers bedeckte ein mächtiger, lichtblauer Teppich. Im Ecket stand nacht ein Aquarium mit Tang gefüllt, durch den silbrig dünne Fische schlügen. Es gab weder Möbel noch Bilder.

Die Dede entlang laufen um das ganze  
Viertel Glasröhrchen, die Gesellschaft mit rosa-  
mattem Sicht bepudernd.

**Die Gesellschaft:** Das ist die Gemeinde der neuen Zeit. Seltsame Heilige liegen da am Boden auf Nissen, auf Matratzen, die Teppiche verhüllen. Wärte wehen über Schillerkragen, fettsträhnige Haare stehen bis auf den gewölbten Rücken, die abgeschabten Röckchen. Fast alle tragen Brillen vor den wässrigen Augen, die tot in den schlaff gähnenden oder knorplig eingefallenen Gesichtern nur auf das Fieber der Eiffage warten. Ihre knatigen, behaarten Hände

Was sind das für Frauen?

Was sind das für Frauen?  
Geschöpfe in gestiften, fadartigen Gewändern. Riemens um die Hüften geschnallt. In Ketten baumeln aus Kupfer getriebene Medaillons auf der flachen Brust. Ihre Füße sind in Sandalen. Ihre Hände sind hart und schwielig von der Arbeit am Heid. Vom heißen Spülwasser rot zerrissen. Aber allen Mund, alle Lippen fehnstüchtig geöffnet. Die hämmerlichen Wangen blitzen, die Augen unter den kurzen, gefurchten Stirnen irren umher, fassen kein Bild.

Diele von ihnen haben keinen anderen Beruf als die Sendung. Ihre kleinen Leben taurmeln wie Papiergeschäfchen auf den Wellen der sozialen Bewegung. Diese Frauen arbeiten im Fabriken. Gehen als Haustreitinnen mit den Schriften der Gemeinde von Haus zu Haus. Der Mann unterrichtet Schüler und Schülersinnen in Sprachen und Musst. Weidet sie ein in die Mysterien Indiens, die Zauberbücher der Babylonier. In diesen engen Gehütern



Der Freudenritter. Foto. Press-Club

Eine seltene Eisenbeinschälgerei aus Japan (16. Jahrhundert), die durch die Bewertheit des Ausdrucks geprägt ist.

Gemeinde. Samstag und Sonntag vergehen in Grädeln und Versuchen der Beschwörung. Aus ihrer Mitte erscheinen Verkünder, Deuter der Zukunft, des Jenseits. Manche durchlesene Schulen, dienten der Heilsarmee, den Baptisten, den Aposteln der letzten Tage. Die christliche Wissenschaft lehrte sie Geduld, Zuversicht, Verleugnung des Diesseits.

Delphin kannte ihre Bücher. In den Kellern begegnete er ihren Emissären. Bald gehörte er zu ihnen. Sein Ruf brausete über ihre Köpfe:

„Die Zeit ist reif. Das Herz will Wunder. Das Wunder findet seinen Heiland, seinen Lazarus und seinen Johannes. Ich bin der Johannes!“

Er organisierte die Abende, warb Schlepper an, bestimmte den Eintrittspreis und gestattete den Gästen Wein und Tabak.

Dir. 63 p

Herren im Haßt mit goldenen Armbändern um die kantigen Gelenke. In der Hemdbrust, an den Fingern rieseln Brillanten. Männchen legen ihre Orden an. Damen in Abendmänteln aus Federn und Netz. Diademe aus Saphiren drücken auf die gekräuselten oder - kraff gesetzten Haare. Perlen baumeln an langen Ketten auf die nackten Schultern.

Alle sind sehr höflich. Niemand lacht oder schreit. Knaben in blauen Mänteln gleich Chockindern reichen tüchtiges Zuckerwerk und Erfrischungen. Den Gläubigen ist jeder Genuss untersagt.

Ein Gong ertönt.

Der Vorhang zum Nebenzimmer öffnet sich.  
Langsam versinkt das Licht. Ein Page stellt  
zwei brennende Kerzen auf den Boden. Alle  
ducken sich in Schweigen und Angst.

Durch die Dämmerung schweift plötzlich in den Schein der Wachsstädte ein Mensch in gelbseidinem Kaftan. Das Söhnen der Zuschauer begrüßt ihn. Ihr Erstreden gefriert mit einem Ruck und alle Glieder bleiben mitten in ihren Bewegungen, als seien sie erklart.

Die Stadt versinkt im Totenstille.

Woran ist nicht mehr auf dieser Welt?

Nur dieser Mensch inmitten des Ringes blieb.

Sein Gesicht verhüllte ein Schleier. Die Ärmel reichen fast bis zum Boden. Lange verhorrt er in Ruhe und sieht ein wenig in sich zusammen, als nehme er einen Aulauf. Und es richtet ihn wieder auf, er schwert, knirschend rutschen die Ärmel die erhobenen Arme abwärts. Die nackten, fehnigen Arme scheinen ihn aufzuhoben. An unsichtbarem Stridt, auf der Himmelsleiter klettert er bis zur Decke und segnet von oben die Gemeinde.



Ein Sonnabend, und es liegt wieder im gelben Raum, den Schleier vor dem Gesicht, unbeweglich wie zu Anfang.

Das ist der große Magier, von dessen Kräften durch alle Ecken ein fiktives Raum, zitterndes und kriechendes Leben geht.

Ein Page entfaltet das gelbseidene Gewand vom Körper des Fakirs, löst den Schleier von seinem Gesicht.

Der Magier schließt die Augen. Von seinem gelben Turban baumelt eine weiße Koralle bis auf die Nase. Sein Oberkörper ist nackt, von Muskeln, die im zuckenden Schein der Kerzen vibrieren, zart gegliedert.

Langsam neigt er den Rumpf nach hinten, die Hände fassen den Boden. Die Beine zittern, heben sich und wandern in kleinen Schritten aufwärts durch die Luft. Und schon sinken sie nach rückwärts, langsam wie das Schlagen eines Herzens in ungewolltem Takt, bis sie den Boden finden und die Hände denselben Weg beschreiben.

Unerschüttert, mit gekreuzten Armen, wartet er wieder zwischen den Leuchtern.

Dunkel murmeln zwei Stimmen einen Spruch. Der Gong beginnt zu hämmern, zu rasen, fast wie das Rasseln einer Nähmaschine, die in einem Zimmer über uns bewegt wird.

Der Fakir hat sich hingekauert. Vergräbt den Kopf zwischen die Knie. Der dunkle Körper ballt sich zu einer Kugel, die leise him und her schwankt.

Sie gerät ins Rollen.

Sie wechselt den Schwerpunkt.

Die Wirbel des Gongs schlagen den Takt.

Melodie kommt aus den Stimmen der Beter.

Der Körper, die Kugel aus Rumpf und Gliedern, beginnt zu rollen. Zur Seite, vor, zurück, beschreibt Figuren, Buchstaben auf dem blauen Teppich. Und jetzt schnellte sie auseinander wie ein Pfeil, überschlägt sich in doppeltem Saltomortale und geringt sogleich wieder in ihre Urform.

Als ob Sturm sie schlagt einen Abhang hinabwirble, springt sie vom Boden auf, wohin ein Meter hoch, fällt weich zurück, und nimmt elastisch ihre Bahn über die Kerzen und rollt wieder zwischen den Leuchtern. Langsam entfalten sich wie eine Blüte die Glieder, wachsen auf; bis er wieder steht, einfach, erhaben und unberührt mit über der Brust gekreuzten Armen.

Der Gong verstummt. Das Murmeln der Beter erhellt. Licht rinnt in die Röhren. Der Page entfernt die Kerzen, denn es ist niemand mehr da.

## XI.

Eigentlich kannten nur die wenigen Eingeweihten hinter den Kulissen der Börsen diesen Namen, der auch in dem Werke über die neuen großen Vermögen in Deutschland fehlte. Er legte keinerlei Wert auf Ruhm, und auf Festen oder Versammlungen zeigte er sich der Öffentlichkeit nur als schweigsamer Zuschauer. Dieses Inognito förderte sein klangoles Name. Dieses einfache Adolf Beder ging unter zwischen den Legenden, die die Presse um die Herzen des neuen Kapitals dichtete. Er sah aus, wie man sich einen Vater vorstellt. Kurz, gedrungen, gebogene Beine stemmten sich unter den schweren Leib und gewaltige, von der Last der Mehlsäcke auseinandergequetschte Schultern.

Aber dieser Beder ist keineswegs der brutale, lächerliche Emporkommeling, als den ihn die Feinde verspotteten.

Viel eher könnte man sagen, daß seine dunkle Geburt ein Jettum der Natur. Vor allem, wenn man seinen Schädel und sein Gesicht betrachtete. Die tiefen Furchen, Wülste und Kanten erregten Unruhe. Und Verwirrung die undurchdringliche Melancholie, die seine braunen Augen verschleierte. Nur in der Bewegung, wenn er spricht, befiehlt, überredet, kämpft, durchbricht sie, alles erleuchtend, die Herrschaft. Sonst fesselt diese geruhmte Schwere seine Klugheit, verdunkelt die Szene, wenn er nicht handelt.

Ein witziger Gegner sagte von Adolf Beder: das Unglück trägt ihn auf Händen, das der anderen bringt ihm Geld. Das eigene Unglück Seele.

Mit einer sehr empfindlichen Seele gräbt er unzufrieden über das Schicksal, das ihn zwar aus der Finsternis der Mietkasernen gleich manchen anderen hier in den Palast im Grunewald schleuderte und zum Herrn über viele höhergeordnete Menschen machte. Aber ihn warum, daß er diese unzweifelhaft Große weder Gottes Güte, an die zu glauben er bereit gewesen wäre, wenn sie zugleich noch seiner Erkenntnis weniger verantwort mit ihm umginge,

noch eigenem Ingenium, sondern legten Endes ganz einfach einem Schreibfehler verdankte.

Wenige Wochen vor dem Kriege diente Beder noch als schlecht besoldeter Prokurist in einer kleinen Metallhandlung. Und machte als solcher bei einer belgischen Firma austragsgemäß eine Bestellung auf fünfhundert Tonnen Kupfer, die für friedliche elektrische Drähte bestimmt waren. Bei der Lieferung aber erwies sich die Menge auf allen Frachtdriesen übereinstimmend als fünfhunderttausend Tonnen.

Die Untersuchung ergab zweifelsohne, daß der Herr Prokurist in seiner ewigen trüben Laune, die ihn damals schon beherrschte, sich wie schon so oft verschrieben hatte. Die Firma war ruinirt und auch die Entlassung Beders konnte das Gebirge roten Metalles, das weit Lagerplätze und Hallen in Hamburg füllte, nicht umsehen, vermindern oder den Kaufpreis den Möglichkeiten der Firma annähern.

Da aber griff die große Geschichte in diese alltägliche, der Krieg gab Beder recht. Das Kupfer brauchte nicht einmal gezählt zu werden, und sein Wert wuchs im umgedrehten Verhältnis mit dem des menschlichen Lebens, an dem der unglückliche Auftraggeber schon verzweifelt hatte. Natürlich wurde

und so weit war es mit Beder schließlich gekommen, daß er voller Verzweiflung weder aus noch ein wußte, daß Licht und Finsternis in verwirrendem Durcheinander sich folgten.

Er allein war die Firma. Verließ ihn die Geschäfte, lösche der Diener die letzte Unterschrift, beendigen Handdrücke die Konferenz, erwachte auch schon die Unruhe in ihm, die Angst vor der Kere. Dann machte er sich Arbeit. Räume auf, spießt umständlich Bleistifte, schreibt selbst an der Schreibmaschine... kurz, er spielt den kleinen, gewesenen Beder, der auf so unnatürliche Weise geendet hatte.

Das ging auch nur in besonders günstigen Augenblicken. Denn er wußte genau aus seiner Lebzeit noch, daß es in einem Hause nur auf die mystische Hochachtung der Untergaben ankomme, wenn man die Zügel in der Hand behalten wollte.

Lauchte er aber schließlich doch empor aus dem Wirbel der Depeschen, Reisen, Kommandos, den Schlachten gegen die Konkurrenten in allen Weltteilen an seine eigene Oberfläche, die täglich wütter und breiter, ein unübersehbares Gebilde von Fabriken, Gruben, Warenhäusern einem trügen Meer gleich, über dem der heulende Himmel von schrecklichen Gefahren kreamt, glaubte er es nicht mehr leisten und diese Schwäche nicht mehr ertragen zu können.

Ein Gefühl überwältigte ihn, als müsse er austreten, sich die Kleider vom Leibe reißen, das Haus anzünden und fliehen, fliehen...

Wohin aber, wo die anderen nicht schon waren, wo er nicht schon gewesen?

Lächerlich.

Was sollen die Menschen denken!

Die Menschen, das sind die anderen, die mit ihm verbündet, an denen er verdient, die ihn besuchen, vor allem seine Gäste. Schöne und reiche Damen, witzige und wütige Herren der Gesellschaft.

Seine Salons atmen gepflegte Wärme, alle Farben schließen sich sanft zu gedämpfter und beruhigender Wohnlichkeit. Der beste Innenausbau Berlins ließ ein Vermögen in Sokrat, chinesischen Zitronenholz, persischen Teppichen, venezianischen Gläsern und Bildern der italienischen Primitiven.

Nein, das Verhängnis begann früher, tiefer, in den Eltern, den Großeltern. Hier fühlt er sich durchaus wohl, hat sich an diesen Stil gewöhnt, und er trifft in Haltung und Sprache die Lebensart, die diese Wohnung voraussetzt.

Mit freundlichem Lächeln überblickt er die Versammlung junger, lustiger Leute, die er heute zum Wohnenende zu sich gebeten hat.

Und doch sagt irgendeine Unruhe an ihm, als quäle ihn ein Wort, eine Zahl, ein Name, den er unbedingt wissen muß, den er weiß... an den er sich nur nicht erinnern kann.

In groben Zügen trinkt er häufig den Freunden zu. Die Dienst tümen ab. Alle strömen ins Herrenzimmer an den goldenen Tisch. Karten werden hingeworfen. Jetons klappern, der Schlitzen rutscht.

Mitten im Spiel spürt Beder, wie ihm eine Hand die Karten zwischen den erstaunten Fingern fortzieht. Sein Blick trübt sich, er kann nicht mehr lesen, was da an Gewinn und Verlust auf dem Blatt notiert ist. Die Bilder an den Wänden schwimmen dahin, hinaus in bläulichen Nebel.

Jemand sagt: „Wollen Sie nicht abheben?“

Er hört, daß da Menschen lachen, Gläser klirren. Aber das ist alles schon unerreichbar fern und wie vorüber. Das ist nicht mehr seine Wohnung, die Festung im Grunewald, hinter Hecken und Mauern geborgen, die ihn gegen die Straße, gegen die Welt verteidigen.

Vergebens sucht er seine Hände zu beschulen, klammert sich an die Kante des Tisches, rafft das grüne Tuch zusammen und reißt im Aufspringen Gläser, Karten, Geld, die silberne Dose mit Zigaretten, die Aschenkübel aus Cloisonné zu Boden. Wie ein Schauspieler, der zwischen den Kulissen vor versammeltem Parkett plötzlich erschrickt wird, wirkt er torpediert sich das Gesicht, dieses große, schwammige, jetzt eisblaue Gesicht mit dem grünen Tuch und wirft es hinter sich.

Die Freunde bemühen sich um ihn, greifen ihm unter die Arme, Diener rennen herbei. Einer giebt ihm aus einem Weinglas Eiswasser über den Schädel, daß er aufschreit vor Entsetzen und zusammenbricht, den Händen der Helfer entgleitet, die Stühle durchschlägt wie ein Felsblock das Dach.

Was sagt er?

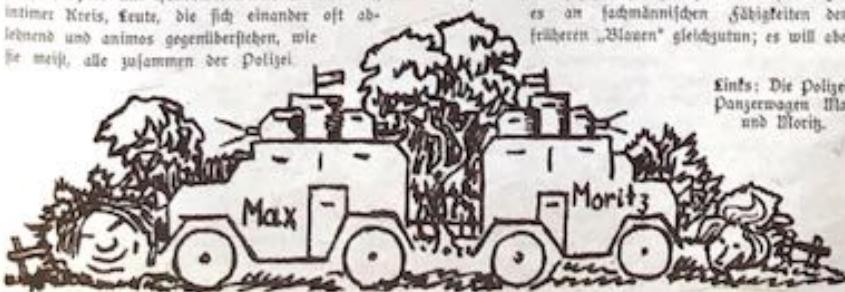
(Fortsetzung folgt)





Es läuft sich nicht verleugnen, auch bei denen nicht, die sich bemühen, der Polizei Achtung und Wohlwollen entgegenzubringen; das Publikum sieht der Polizei mit fülliger Reserve gegenüber, die oft so füllt ist, daß sie zu einer gewissen Feindseligkeit aussetzt. Das ist vielleicht nicht nur der Leuten des Fälls, die etwas auf dem Herzbolz haben oder hatten und die aus diesem Grunde die Bekanntschaft mit der heiligen Hermannsdorf meiden. Nein, fast jeden überkommt ein, milde gesagt, nicht angenehmes Gefühl, wenn er irgend etwas mit der Polizei zu tun haben soll, ja, wenn er nur einen Polizisten sieht. Vieles hat sich hierin schon geändert, das liegt sowohl und in erster Linie an der Polizei selbst, die in der Republik ihre Aufgaben ganz anders aufzufassen hat, als auch am Publikum, das durch die schweren, mit Gewalttätigkeiten und gefährlicher Kriminalität verbreitlich gesogenen Nöte der Zeit eine energische sowie sachliche und korrekte Polizei erst so recht zu schätzen gelernt hat. Aber ein Rest, ein bitterer und nicht kleiner Rest ist bis auf den heutigen Tag geblieben, und an ihm hat der pflichtbewußte, aber in seinem Innern doch recht menschenfreundliche Polizeibeamte schwer, oft recht schwer zu tragen. Solch füllige Reserve, diese Zurückhaltung läßt naturgemäß auf den Menschen ab, der auch in der Uniform in jedem Beamten steht. Eine gewisse Bitternis vergißt ihm mehr oder weniger sein ganzes Leben, eine gewisse Herzlosigkeit beeinträchtigt seine Lebensfreude.

Das ist der Polizeibeamtenfach natürlich nicht unbekannt, die führt nicht nur durch ihre partei Organisations (wie wären solche im Kaiserreich wohl möglich gewesen?) mit ihrer wirtschaftlichen und dienstlichen Lage befasst, sondern auch mit dem Menschenkum im allgemeinen. Die Polizei des heutigen Staates versucht, die Unimotilität der Bevölkerung, die unberedtig und auf überlebtem Marxismus beruht, zu besiegen. Eine gläubige Idee wurde härterlich durch das Polizeioffizierkorps der Schutzpolizei in Magdeburg in Angriff genommen, die hoffentlich auch weiterhin durchgeführt werden wird. Die Offiziere haben Vertreter der Borsigwerke zu einem Bierabend eingeladen, der durch einen Vortrag über die Polizei im Staat eröffnet wurde. Gäste waren Abgeordnete aller politischen Parteien, Vertreter aller Gewerkschaftsverbände, Redakteure aller Zeitungen des Ortes, Eingeladene aller Behörden, Unternehmer, Wirtschafts-, Sports- und Handelsvertreter. Kein kleiner, kein intimer Kreis, Leute, die sich einander oft ablehnen und anstossen gegenüberstehen, wie sie meist, alle zusammen der Polizei.



Links: Die Polizei-Panzerwagen Max und Moritz.

## Polizei Humor.

gegenüber fühl und reserviert sind. Das Glas Bier und die Zigarette (die ebenso wie den kleinen Imbiss der Gast sehr bezahlen möchte), sie lassen an kleinen Tischen nach dem Schötzen bald die Jungen der Geladenen. Das wurde höchst erleichtert durch die Mitwirkung eines mit flüssigem Talente und Humor begabten Polizeiwachtmeisters. Auf den Tischen waren, zu beliebigen Verwendung, Löffelkarten ausgelegt, die den Beweis liefern, daß der Humor auch bei der Polizei

Links: Schweigen Rechts: Der Schnellwagen. Nach poeante auf der Wacht.



43.14.



nicht so recht gelingen. Daß dem Hizenzentrum die doppelte Menge Grün als Rot entspricht, trifft bei der im allgemeinen befriedigenden republikanischen Schutzpolizei Magdeburgs wohl zu, es ist aber leider nicht überall so. Das R. W.-Monogramm auf dem mit Prümelle und Sherry ausschatteten funniernden Schopkopf bedeutet sicher: „Bitte, weiter“. „Bitte“ darf heute beim Verkehr mit dem Publikum nicht mehr fehlen und mit „weiter“ wird man es am schnellsten los. Mit dem Geschäftsballon, auf dem der Schopkopf den Flugscheite regelt, ist sicher sogar der Verkehrssturm von Berlin in den Schatten gestellt. Der Posten beweist aber auch, wie schwindsüchtig und fest die Schupo zu stehen vermögt. Dagegen ist das Schweigen im Walde (noch Böcklin) mehr wie originell, und man sieht es dem angestrengten Bild des Beamten richtig an, wie er sich bemüht, das Schweigen aufrechtzuhalten. Die Panzerautos (von denen der Polizei einige gekauft worden sind) mit den immer zum Kochen reichenden Typen Wilhelm Böcklin, Max und Moritz, in Verbindung zu bringen, deren Physiognomien vor ihrem permanenten Äddern noch auftauchen, ist ein ebenso gespielt wie humorvoller Einfall. Der in der Altersfrüfung stehende Schupostmann, dessen Visier mit dem Tschako vertauscht ist, will in treuer Biederkeit wohl ausdrücken, daß die Schupo mit der Besichtigung des historischen Magdeburger Domes zu seinen Füßen die symbolische Auffassung zum Ausdruck bringen will, die Ordnung und Sicherheit zu ihrer Lebensaufgabe zu machen.

Solche Humor sollte gezeigt werden, und auch das Publikum sollte zu seiner Förderung beitragen. Es kann es, wenn es den Beamten menschlich und höflich begegnet, die so wenig angenehmen und doch so wichtigen Dienst leisten müssen. G. Krüger.

Links: Der Verkehrsposten der Lustpolizei.

Unten: Die neue Verkehrsampel der Schutzpolizei.



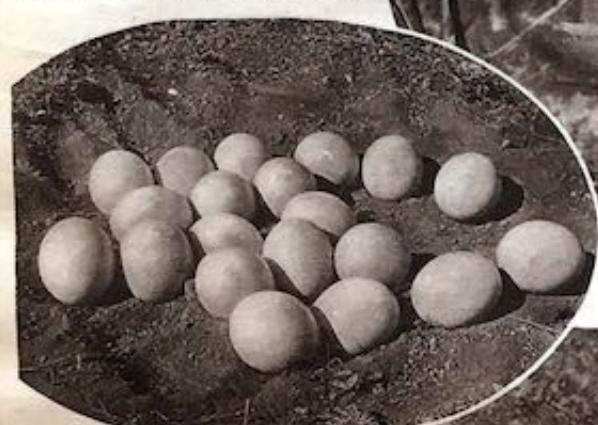
Die neue Verkehrsampel.

# Flußpferde und Krokodile.

Afrikanische Erinnerungen von Alb. G. Krueger, Hamburg.

Etwas länger als Elefant und Nashorn wird wohl das Flußpferd Afrika erhalten bleiben, obschon es im Norden längst nicht mehr zu finden ist. Das liegt nun keineswegs daran, daß es weniger verfolgt wird als die anderen Dschäuter, sondern weil ein großer Teil seiner Aufenthaltsorte, zum Beispiel die riesigen Sumpfgebiete Zentralafrikas, außerordentlich schwer zugänglich sind. Aus diesem Grunde dürfte auch dem Krokodil eine längere Gnadenfrist beschieden sein.

Es mag sonderbar anmuten, daß ich hier zwei so grundsätzlich verschiedene Tiergattungen, sogenannten in einen Kopf werfe. Aber man kann nicht die eine Art besprechen, ohne der anderen Erwähnung zu tun. Überall dort, wo Flußpferde hausen, findet man todsicher auch Krokodile. Und wo Krokodile ihre Lebensbedürfnisse finden, sind auch Flußpferde in der Nähe. Nicht etwa, daß beide Tiergattungen in einem freundschaftlichen Verhältnis zueinander ständen. Andersseits sind



Links: Flußpferdebabys im Krokodilnest. Pangani-Dschungel.



aber auch alle Hörnchen von wütenden Kämpfen zwischen den beiden Tierarten eitel Märchen. Kein Krokodil wird ein großes oder kleines Flußpferd, so lange es lebt, angreifen, ebenso wenig wie sich ein Flußpferd um ein Krokodil kümmert. Zweifellos besitzt das Krokodil einen furchterlichen Rachen, aber auch das Flußpferd weiß den feinen vorzüglich zu gebrauchen. Ein Kampf zwischen ihnen würde zweifelsohne für beide Teile recht unangenehm enden, zumal Flußpferde im Wasser mindestens ebenso bekken sind wie Krokodile, und zu Lande noch weit mehr.

Dieses Verhältnis ändert sich aber sofort, sobald ein Flußpferd schwer verwundet wegfliekt. Das ausströmende Blut zieht die Krokodile aus unglaublichen Entfernungen an. Und kaum hat das Flußpferd den letzten Atemzug getan, so fallen die Krokodile in Scharen darüber her.

Häufig genug hatte ich Gelegenheit, dertei zu beobachten. So war ich eines Tages mit meinem getreuen Massai Hamisi am Chika unterwegs.

Unweit von uns rohte ein Flußpferdebabu voll Liebessehnsucht im tiefsten Bach. Sofort baten mich meine Träger, das Tier zu erlegen. Nach kurzer Zeit verendete der Bulle durch einen Kopfschlag mittels Stahlmantelgeschloß an einer ziemlich flachen Stelle. Da über der Strom infolge starker Regengüsse fortwährend stieg, befürchtete ich, daß er den Körper fortspülten könnte, um beauftragte meine Schwärzen, ihn festzulegen, bis ich mehrere Massachosten zur Stelle haben würde, um ihn an Land zu bugisieren. Kaum aber befanden sich die Leute im Wasser, als sie mit allen Zeichen des Entsetzens an Land flohen. Unmittelbar hinter ihnen tauchte auch schon der Kopf eines Krokodils neben dem Kadaver auf, dem schnell weitere folgten. Zuerst stiegen sie mit den Schnauzen gegen das Flußpferd, dann kletterte ein gut vier Meter langes Krokodil auf den Körper heraus. Andere, kaum kleinere, folgten. Und alsbald begann ein grauenhaftes Reihen und Zerren an dem toten Tier. Ein Ohr, der Schwanz und das Maul waren bald abgerissen. Über an der Haut scheiterten alle Angriffsversuche.

Da ich nun das Flußpferd keineswegs für die Krokodile geschossen haben wollte, eröffnete ich sofort das

der Fall, sobald Europäer mit ihnen zusammentreffen. Besonders ungeliebte Jäger und Neulinge in Afrika versuchen stets zuerst ihre Künste an diesen Dschäuter, auf die bei ihrer Größe und Machtigkeit ein Schuß kaum faßt. Meist ist es eine tödlich sinn- und zwecklose Knallerlei, die sehr vielen Tieren ganz unnötig das Leben kostet. Der Jäger schlägt auf ein Tier und trifft es meistens auch tödlich. Sofort sinkt der Körper auf den Grund und kommt erst wieder an die Oberfläche, wenn die Verweifungsfaße ihn aufgetrieben haben. Das getroffene Flußpferd ist also verschwunden, und ein anderes taucht an seiner Stelle auf. Der unerfahrenen Jäger meint nun, er habe nicht tödlich getroffen und feuert auf das zweite Tier, das ebenfalls wegfliekt. So geht die Schießerei fort. Gott, es sind ja genug und übergangene Dschäuter da. Und was bedeutet diesen Jägern ein Flußpferd? Vielleicht nichts! Nach einigen Stunden schwimmen dann zehn bis fünfzehn tote Tiere an der Oberfläche, und der Rest der Flußpferde wandert aus.

Werden die Flußpferde in dieser Weise verfolgt, ist es kein Wunder, wenn sie bösartig und angriffslustig werden. Als ich im Jahre 1890 zum erstenmal an dem Victoriasee kam, fand ich noch in einem leichten Kanu inmitten vieler Flußpferde unbehäftigt der Vogeljagd obliegen. Im Jahre 1904 lagen die Verhältnisse schon ganz anders. Ich konnte beobachten, wie ein Stahlboot mit vier Mann Beibehaltung von Flußpferden mit großer Wut angenommen und schließlich mit der Besatzung vernichtet wurde. Am Victoriasee wurde ich auch zum erstenmal an Land von einem Flußpferdbullen regelrecht angenommen.

Flußpferde sind gesellige Tiere und bewohnen in großen Rudeln die einzelnen Gewässer. Dort kann man ihr Leben und Treiben unbeschwert beobachten. Sobald keine Gefahr droht, tummeln sie sich munter in ihrem Element umher, jagen sich hin und her, tauchen auf und nieder. Junge Bullen versuchen ihre Stößzähne gegeneinander. Und von Zeit zu Zeit gibt ihr Robben im tiefen Bach Kunde von ihrer Lebensfreude. Daß dieses Gebüll lediglich ein Kampftun sei, ist unwahr. Flußpferde drillen bei jeder Gelegenheit, auch wenn sie verängstigt sind und lieben. Dann besonders! Drösig mutet es an, wenn die Jungen auf den Rücken ihrer Mutter klettern und von dieser sicherer Warte aus die Weltgesichter betrachten. Die Kühe sind ausgezeichnete Mütter, betreuen ihre Jungen sorgfam und verteidigen sie mit äußerster Wut. Auch der Bulle



Eine sich  
sonnende  
Krokodil-  
familie  
vor dem Ch-  
ikastausee.

Rechts:  
Kopf eines  
mindestens  
150 Jahre  
alten Kro-  
kodils.



feuert auf sie. Sieben oder acht brachte ich zur Strecke. Aber das nutzte gar nichts! Immer andere trafen ein, bis schließlich ein rasender Kampf der Bestien um die Beute begann. Es war ganz unmöglich, mit der Waffe allein diesem Andrang zu gewinnen. So griff ich dann zu dem afrikanischen Unterhaltsmittel, den kleinen Dynamitpatronen. Aber erst nach der dritten zeigte sich der Erfolg. Und nun konnten endlich meine inzwischen herangeholten Träger das Flußpferd an Land holen und zerlegen. Aber immer noch hielten die Krokos, allerdings in respektvoller Entfernung, die Stelle belagert. Sie werden sich später an den zurückgelassenen Resten ausgiebig ergötzt haben.

Die Urteile über Flußpferde gehen weit auseinander. Viele Forstherren halten sie für friedlich, harmlos und ungefährlich, andere wieder für außerordentlich angriffslustig und bösartig. Nach meinen Erfahrungen haben beide Teile recht. Dort, wo die Flußpferde zum erstenmal mit Europäern zusammenstehen, sind sie zwar sehr neugierig, aber sonst durchaus friedlich und verträglich. Ihr Verhalten ändert sich jedoch bald, wenn sie andauernd gereizt und beschossen werden. Und das ist fast immer

ein schlechter Gatte und Vater, etwas leichtfertig und abenteuerlustig — na ja! Aber mit großem Mut tritt er bei Gefahr für die Seinen ein.

Einen Teil ihrer Nahrung finden die Flußpferde im Gewässer selber, allerlei Wasserpflanzen, Seerosen und Wurzelkram. Den größten Teil aber nehmen sie an Land zu sich, das sie dort, wo sie wenig gefährdet werden, bei Tage aufsuchen. In den Gegenden, wo man sie beunruhigt und beschlägt, steigen sie nur nachts an das Land. Unter Umständen unternehmen sie dabei ausgedehnte Wanderungen. So konnte ich beobachten, daß im Chikastausee, fernliche Flußpferde bis zu dem neuen Kilometer entfernten Abhang zogen, dort den Tag über blieben und in der nächsten Nacht dann wieder in die Heimatgewässer aufsuchten. Ueberhaupt ist ein Flußpferd dort, wo es wenig gefährdet wird, mehr Land- als Wassertier.



# Indianer-Mythen.

Erzählt von Hans Rudolf Rieder.<sup>1)</sup>

## Odschieg, der Sommerbringer.

Nach Überlieferungen der Osibwa-Indianer, Mississippi.

Vor langer, langer Zeit war auf der Erde immerwährender Winter. Es gab keinen Sommer, auch keinen Frühling und keinen Herbst. Damals lebte im Walde ein Mann mit seinem Sohne. Der Vater war ein guter Jäger, sein kleiner Sohn, Odschieg, aber hatte wenig Glück im Jagen. So viel er durch die Wälder preiste, er brachte selten etwas nach Hause. Ihn faszinierte es sehr an den Fingern, er konnte seine Pfeile nicht geschleichen.

Einmal, als er wieder den ganzen Tag vergebens umhergestreift war, kam er gegen Abend auf ein rotes Eichhörnchen. Der erste Pfeil ging wieder fehl. Diesmal wollte Odschieg nicht nachlassen, bis er das Tier geschossen hätte. Er schritt um den Baum herum und zielte sorgfältig.

"Warum willst du mich töten?" rief das Eichhörnchen, "Ich bin ja doch zu klein zum Essen?" "Ich habe den ganzen Tag nichts gefangen, nun will ich wenigstens dich mit nach Hause bringen." "Deine Hände zittern ja. Frierst es dich?" "Mich friert es immer. Aber jetzt werde ich dich tötschien." "Hörst du mich leben, dann will ich dir sagen, wie du warmes Wetter bringen magst." "Kannst du mir das sagen, so komm herunter und rede." "Vom endlosen Sommer kann ich dir sagen. Doch leg' erst deine Pfeile weg."

Odschieg tat seine Pfeile auf die Erde und setzte sich unter den Baum. Nun kam das tote Eichhörnchen herunter und erzählte vom warmen Sonnenschein und welcher, warmer Erde mit grünem Gras, und wie das alles herzubringen sei. Über das Unternehmen sei gesäßlich. Der Weg sei weit und sehr schwierig.

Odschieg freute sich so an den Schilderungen, er rief: "Ich will den Sommer bringen, dann brauchen wir nicht mehr zu frieren!" "Du darfst es nicht allein unternehmen," antwortete das tote Eichhörnchen, "du mußt andere Tiere suchen, die dir helfen, solche Tiere, denen es auch wie uns zu kalt ist. Es gibt noch viele, die den Sommer herbeibringen." Noch manchen guten Rat gab das Eichhörnchen, zum Schluss lehrte es ihn das Sommerlied. "Sing das, wenn du durch den Wald gehst, dann werden die Tiere, die das warme Wetter lieben, zu dir kommen und dir helfen. Aber hör dich vor den anderen, die nur gern im Winter leben. Und lass auch deinen Vater das Sommerlied nicht hören."

In den nächsten Tagen nahm Odschieg zwar wieder Pfeile und Bogen mit in den Wald, aber zu töten versuchte er gar nicht. Er sang sein Sommerlied überall wo er ging, und fand viele Freunde damit. Sie kamen herbei, wenn sie seinen Gesang hörten, stellten neugierige Fragen und ermunterten ihn zu seinem großen Unternehmen. Zwar fand er auch andere Tiere, solche, die kein Sommerlied hörten. Er hörte sie hinter seinem Pfad knurrten, sie trachteten ihn sogar nach dem Leben. Doch es gab immer genug Sommerfreunde zum Schutz gegen solche Gefahren. Einmal hatten sich die Wölfe zusammengetötet, um Odschieg aus der Welt zu schaffen. Da kam der Elch noch rechtzeitig dazwischen und trieb die schlimmen Kerle auseinander.

Odschieg machte seine Vorbereitungen zu der langen Reise. Er suchte sich vier Tiere als Begleiter aus, den Otter, den Biber, den Luchs und den Wulverin. Sie zogen zuerst nach Westen, denn im Westen lebte ein mächtiger Manito, von dem sie Rat holen mußten. Als sie in die Gegend gelangten, fanden sie nach einem Suchen die richtige Höhle, der Manito selbst aber ließ sich nicht blenden.

Odschieg befahl seinen Begleitern, sie sollten nahebei in einer Schlucht ein Lager machen und dort auf ihn warten. Er selbst stellte sich vor der Höhle auf, sang sein Lied und sah um die Hilfe des Manito. Tag und Nacht blieb er hier stehen, sang und weinte und flehte. In der vierten Nacht war er so schwach von dem Fasten und Wachten, daß er nicht mehr zu stehen vermochte. Er sank hin und schlief ein oder vorüber das Bewußtsein.

Wie er so lag, hörte er eine Stimme reden: "Odschieg, du hast mich lange gerufen. Ich weiß, was du willst. Über das Unternehmen hat Gefahren, mehr als du denkst. Vielleicht ist es besser, du kehrst wieder um."

Odschieg richtete sich auf. Da sah vor ihm ein mächtiger Kopf. Kein Kopf und keine Arme waren daran, nur der Riesenkopf sah auf der Erde. Odschieg erschrak

nicht. „Oh, großer Manito! Ich will den Sommer auf die Erde bringen. Sag mir, was ich tun muß." "Odschieg, du kannst den Sommer bringen, aber du wirst dabei sterben."

Er fing an zu weinen: "Und wenn ich dabei sterben muß, Manito, lass mich den Sommer bringen." "Du hast ein starkes Herz, Odschieg. Mach dich denn auf mit deinen Begleitern und gehe zwanzig Tage nach Süden. Ihr werdet an einen hohen Berg kommen, so hoch, daß er fast die Himmelsdecke erreicht. Steigt hinauf bis zum letzten Gipfel. Von dort kannst du in den Himmel klettern und die Sommerdögel bestreuen."



hängen und aus Odschieg wurde ein Stern. Diejenigen Stern nennen die Indianer den Sommerbringer.

Seit jener Zeit hat auf der Erde der immerwährende Winter aufgehört, seit jener Zeit wechseln die Jahreszeiten, wie sie es noch bis auf den heutigen Tag tun.

## Der Coyote und der Bär.

Nach Überlieferungen der Wichita-Indianer, Oklahoma.

Eines Tages, als der Coyote früh vor Sonnenaufgang nach Beute umging, kam er unverhofft auf einen großen Bären. Der Bär, der auch hungrig war, ging sogleich brummend auf den Coyoten los. Voll Angst lief der Coyote nach rechts und nach links, er sah, er konnte nicht entkommen. Da kam ihm ein schwarzer Gedanke. Er rief: "Du kannst mich ja ausspeisen. Warte nur so lange damit, bis ich meinen Vater noch einmal gesehen habe, er wird sich gleich zeigen."

Der Bär bekam etwas Neugierde, wer doch der Vater des Coyotes sein möge; er meinte, eine kleine Weile könne er schon warten. Während sie beide so wartend dastehen, ging die Sonne auf. Der Coyote schritt nun straß auf den Bären zu und rief: "Das ist mein Vater. Töte mich, während er zusieht!"

Der Bär, der selber seine Kraft von der Sonne herleitete, hatte keine Lust, mit einem wirklichen Sohn der Sonne in Händen zu geraten. Er wischte angstlich nach rückwärts aus. Dies beobachtete der Coyote sehr scharf. Er läßt sich auf den Bären und rief dabei, so wild als er konnte: "Mach' jetzt schnell und töte mich, oder ich bring dich um." Der arme Bär wäre am liebsten fortgelaufen. Er verzweifelte an seinem Leben, da er die große Sünde begangen hatte, den Sohn der Sonne töten zu wollen. Der Coyote schob ihn unter herausfordernden Reden immer weiter. Wie der Bär bis zum Rand des Abgrundes zurückgewichen war, begann er mit weinlicher Stimme um sein Leben zu bitten; er wollte dem Coyoten getan einen Teil seiner Kredite schenken. "Was soll ich mit deinen Kräften? Ich habe selbst viel mehr Macht, die mir mein Vater schenkte."

Der arme Bär bettelte und flehte, und der Coyote schob ihn immer von einer Seite zur anderen. "Läß mich am Leben," rief der Bär, "ich will mit dir gehen und für dich arbeiten. Ich will jeden Tag für dich und deine Kinder jagen." "Dann hast du einen guten Vorschlag gemacht. Vielleicht las ich dich doch am Leben. Komm her und trag mich einmal nach Hause." Und der Bär nahm den Coyoten auf seinen Rücken und trug so davon. Er dachte bei sich: "Das habe ich aber klug angestellt, daß ich mit dem Leben davongehe." Ehe sie ganz nach Hause gekommen waren, sprang der Coyote ab und sagte: "Jetzt geh' in den Wald und schaff etwas zu essen für mich und meine Familie, aber versuche nicht zu fliehen, denn mein Vater würde mir sicher zeigen, wo du hingegangen bist, und dann müßte ich dich tötschlagen." Zu Hause erzählte der Coyote, er habe einen großen Bären gefangen und daß der von jetzt ab das Jagen und alle andere Arbeit befohlen würde. Bald kam auch der Bär mit einem großen Hirsch am. Er legte das Fleisch vor die Hütte und suchte sich einen Platz zum Ausruhen, denn er war von der Jagd und der Angst müde geworden. Aber der Coyote ergriff einen brennenden Stock und schlug ihm aufs Fell: "Was meinst du, du fauler Kerl? Wir haben Hunger. Brat uns das Fleisch." Da mußte der Bär das Fleisch zerfleischen und braten und die Coyotefrau durfte nichts dabei anrühren. Nun fing eine harte Zeit für den Bären an. Er mußte nicht nur das Jagen befohlen, sondern auch alle Arbeit des Hauses. Aber er ertrug alles ohne Brummen, so groß war seine Angst vor einem Sohn der Sonne.

Eines Tages auf der Jagd traf er jemand, der sagte ihm, er sei sehr dumm, für den Coyoten zu arbeiten, denn der Coyote sei gar nicht der Sohn der Sonne und habe nur ganz wenig Macht. Er solle die Coyoten, junge und alte, einfach tötschlagen, dann wäre er die ganze Mühsal los, für könnten ihm nichts tun. Der Bär erwiderte nichts, drehte sich um und lehrte ohne Jagdbute zurück zur Coyotenhütte. Da wollten die jungen Coyoten ihm wieder den Pelz versetzen. Aber er packte sie und warf sie gegen die Wand und erschlug dann die ganze Familie. Nur der alte Coyote entkam noch durch schleunige Flucht. Darauf trocknete der Bär in seine eigene Heimat und brummte.

1) Der Verfasser hat die Mythologie bei den verschiedenen Indianern studiert, und aus einigen Aufzeichnungen zum Osibwa überlassen. Sie werden besonders in Buchform erscheinen. Siehe auch „J. R. G.“ Nr. 45, Seite 66, Jahr 1902.



Ein Pfiffus.

Schon wieder ein Schreißfest? Das läuft aber ins Geld! Papa, was könnten du sparen, wenn du mich nicht in die Schule schicken würdest?" Zeichnung von Georg Wels.

## Mut.

Eine Pariser Zeitung führte mit großer Aufmachung an, daß eines Vormittags ein junger Künstler in der Redaktion erscheinen wird. Am diesem Vormittag erscheinen denn auch einige mutige Freunde des Blattes. Der jugendliche Kronprinz der Würze erscheint in Begleitung des Dompieurs, jährt, wie vorhergesagt. Die Mutigen unter den Mutigen gingen hin zu wiederkommenden Besuch, glänzten vor Hell und stellten dann dem Dompieur die banale Frage: "Aun, und wann beginnt er, geblüht zu werden?" Der Dompieur unterdrückt ein Lächeln und antwortet: "Ich denke . . . es wird wohl . . . hm . . . heute." In zehn Sekunden blieb er mit dem Löwenjüngling allein. Hilla.

## Sparsamkeit.

Vater (strenge zur Tochter): "Herr Referendar Schmidt war gestern ziemlich spät in der Nacht fortgegangen."

Sie: "Ja, Papa, hm . . . ich zeigte ihm alle meine Amateuraufnahmen."

Vater: "Das nächstmal solltest du ihm lieber meine Rechnung zeigen."

## Schwierig.

Tante Margarete (zum zwölften Malen Paulchen): "Du solltest noch keine Zigaretten rauchen . . ."

Paulchen: "Ja, aber rausche ich dann die Tabakpfeife, so machen die Jungs allerlei Fagen."

sitzung. Die Originalhelme ließ die feindliche Feuerwehr.) Ein Künstler hat in der zusammengestrichenen Rüstzene, die ganze lebendige Personen auf die Bühne bringt einschließlich der Frau-Direktor, die den Pfarrer Rösselsmann spielt, zu sagen: „Hört meine Meinung, Edgenossen! Wenn wir's verschieden sind zum Fest des Herrn . . . usw. Doch weiter kommt er nicht. Also hebt er noch einmal an: „Wenn wir's verschieden . . . Und bleibt wieder stehen. Verzweifelt beginnt er zum drittenmal: „Wenn . . . verschieden . . ." Da klopft der Herr Direktor, der den Staatsfischer in der Tracht Don Carlos spielt, ihm freundlich auf die Schulter und erwidert ihn mit den Worten: „Ja, wie verschieden es." Und keiner der Zuschauer merkt die im-

## Schniere.

In Poemusel wird wieder einmal „Teil“ gespielt. Von Friedrich von Schiller.

(Illustration durch erste Firmen.

Die Amtszeit hatte die Spielwarenfirma Meyer zur Ver-

öffentlichung.

— Bald darauf wird „Hamlet“ gespielt. Von Friedrich von Schiller.

Und der Anfänger hat

den Schauspieler zu

mimmen, der beim Spiel dem schlafenden König den Giftpilz ins Ohr zu tränken hat. Zitternd vor Auf-

regung, vergisst er seinen ganzen Monolog. „Niemand sieht's, ich tu's“ nur vermag er zu stammeln. Dann er-

klärt er seine Unstet und entwirkt, hellfroh, daß er nicht

alles vergaßt hat, hinter die Kulissen. Dort aber wartet

seiner der Herr Direktor, den ihn heranwinkt. Der Ge-

treuen sieht sich bedeutsam um. Dann verfehlt er dem

Ahnenbambini mit den Worten: „Niemand sieht's, ich tu's“

— eine beherzigenswerte Kuhabschote. — Am nächsten Tage

aber noch der Kettlere des „Poemusel Kreisblattes“

läßt er dessen „Redaktion.“ „Herr“ donnert er dem

Redakteur an, der zugleich Factor und Mietknecht ist. „Sie

wollen mich wohl zumüllen?“ „Aber Herr Direktor,“

erwidert ihm der vielseitige Mann freundlich, „ich habe

doch sehr hübsch über Sie und Ihre Leute geschrieben!“

Da höhnisch der Gewaltige: „Das ist es ja gerade. Die

Vande hat's gelesen. Und nun will sie Zulage!“ —

## Der niedergestimmte Kulturrektor.

So sieht der richtig bilanzierte schwanzblau Block aus: Streichung der Beihilfe für Kinderspeisung, Junglehrer, Wohnungsfürsorge, für Heizungsbeschädigte, Erwerbslose usw.

Zeichnung von Sessel

## Was mancher nicht weiß.

Galen, der große Arzt der Römer, schuf seine Schüler bis nach Germanien, wo sie die Knochen der getöteten Germanen studieren sollten, weil infolge der Sehnenverkrüppelung in Rom keine Skelette aufzutreiben waren.

\*

Hannibal trug Perücken von verschiedener Farbe und Größe, um unter ihrem Schutz seinen Feinden unbekannt zu bleiben.

\*

Das um die Erde gelagerte Salzmeer ist ein Kugeling, dessen Radius der äußeren begrenzenden Kugel 869 Meilen lang ist, der der inneren Kugel 860 Meilen. Der Inhalt des Kugelings aus der Kugel ist 35 200 Quadratmillionen Kubikmillimeter.

\*

Im Amazonstrom lebt ein fisch, Voto genannt, der außerordentlich stark atmert und im Schlaf sogar schnarcht.

\*

Der Bodensee dürfte durch die Ablagerungen des Weins in etwa 12 000 Jahren ausgekehrt sein.

\*

In einem Kubikzentimeter Kohlenstoff befinden sich bei gasförmigem Karbon und 3000 Grad an 1,5 Trillionen Atome, während sich beim Diamant (Kohlenstoffstein) 180 000 Trillionen Atome befinden.

\*

## Magisches Zahnenquadrat.


In die 16 leeren Felder des Quadrates sind die ungeraden Zahlen von 1 bis 31 derart zu verteilen, daß die Summe jeder horizontalen wie auch vertikalen Reihe und ebenso diejenige der beiden Diagonalen stets 44 beträgt.

## Versteckrätsel.

(Zehn Worte in einem.)

Sieben Lettern das Wort hat, das hier ja gemeint, doch zahlreiche Wörter in ihm sind vereint: Ein Schauspiel von ihm darin ist versteckt, Auch hab' ich in ihm eine Oper entdeckt. Und jerner erblickt' ich im Worte ein Buch, Auch einen Kallig., der die Perse ein' schlug. Sogar eines Mägdeleins Namen ich fand Darin, und von einem aus biblischem Land, nem Fließ in Italien man auch darin ließ. Und einen, der durch das französische Land läuft. Die Stadt selb', die wurd' auf lieben Hügeln erbaut, Auch deutlich erkennbar im Worte man schaut. Und schließlich darin gar das Wort noch erscheint, Bezeichnend, wenn etwas recht groß ist gemeint!

## Rätsel.

Noch zahlreiche Worte ich hätt' hier genannt, Wenn doppelt gezählt ich der Lettern Befand; Das Wort — eine Frucht ist's, die gern man speist. Wenn sie ist geröst — nun füder du's weisst.

## Silbenrätsel.

a — ab — an — bor — ca — chen — da — de — de — dek — dies — dom — don — e — e — eins — orbs — fla — ga — ga — ge — gi — ga — heft — i — im — in — ko — ker — kluk — ko — la — lo — li — li — mill — nar — ne — ners — neun — ni — ni — on — on — po — ra — ra — ra — re — ri — rich — ro — schen — schmitt — se — se — se — stinkt — tag — the — tor — u — u — va — va — wurst — zug.

Werden die vorliegenden Wortteile zu Wörtern mit nachstehender Bedeutung verbunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben von oben unten und die vier Buchstaben eines jeden Wortes, von unten gelesen, eine Wahrheit. (a = ein Buchstabe.)

1. Kleiner Höflichkeit, 2. Vereinigung, 3. Glaubenslehre, 4. Naturkunst, 5. Freistaat in Mittelamerika, 6. Wodentag, 7. Wildschwein, 8. männlicher Vorname, 9. Glasezeug, 10. römischer Beischlafader, 11. großer Seehafen des Mittelalters, 12. männlicher Vorname, 13. Staat der U. S. A., 14. Konferenz, 15. Veräußerung durch Arzneimittel, 16. Hub, 17. Rettungsgattung, 18. Kapitel, 19. Kaufzug, 20. Buchbinderei, 21. Stolt in Lettland, 22. Offenbarung, 23. Buchbinderei.

Der Auswanderer.  
Ich heg' den Eins schon viele Zweiten,  
Ob ich in sonnigeren Breiten  
Mir eine schöne Kaffeegasse

— Vielleicht wo im den Tropen — pflanze.

## Schieberätsel. Auflösungen aus Nr. 16:

Rafael  
Cintocetto  
Watteau  
Büchelangelo  
Rebel  
Defregger  
Canova  
Böcklin  
Piloty.

Die Worte sind so zu verstehen, daß eine sinnrechte Buchstabentafel, von oben nach unten gelesen, den Namen einer Dichtung Heines ergibt.

Rätsel.  
Mit i such' es im Wald  
nach Regentagen,  
Mit e wird's doch er-  
freu'n in Wintertagen,



BIILDER VOM SPORT



Hertha B. S. C. schlägt Kickers mit 4:1 vor 30.000 Zuschauern.  
Der Kickers-Torwächter bei Abwehr eines Angriffes.

**D**er diesjährige Frühjahrs-Sport kann bereits Ereignisse von erheblicher Bedeutung verzeichnen. Im Vordergrund des Interesses für breiteste Massen steht der Fußballsport, der Massenbesuch aufweist, wie man sie selbig in den letzten Jahren in Deutschland noch nicht gesehen hat. Das Duisburger Stadion, das 40 000 Menschen sah, mußte bei dem Spiel Duisburg-Schalke am Sonntag vor Ostern bereits eine Stunde vor Beginn wegen Überfüllung polizeilich geschlossen werden. In München folgten dem Kampf zwischen der uruguayischen Fußballmannschaft („der besten der Welt“) und dem Fußballklub Bayern, der die ausländischen Gegner mit 2 : 1 besiegte, 30 000 Zuschauer mit größtem Interesse. Die Austragung des Meisterschaftskampfes zwischen Hertha B. S. C. und Röder brachte trotz erhöhter Eintrittspreise mehr als 30 000 Menschen zusammen. Diese Zahlen sind ein Beweis



Gräfen-  
höfle bei der  
Brandenburgischen  
Waldaufseßerschaft



**Links:** Der deutsche Jäger Kötppen errang einen Sieg bei den großen Autorennen um die Targa Florio in Sizilien.



Interessanter Moment aus dem Kampf der englischen Universitätsmannschaft Cambridge gegen Preußen-Berlin. Phot. Lauen

Autometrennen in Palermo, der Targa Florio, davon tragen. Mit seiner 300-cm<sup>3</sup>-S. M. W.-Maschine wurde Körppen (Berlin) Sieger im Gesamtklassement. — In den mit Spannung erwarteten Kampf des deutschen Mittelgewichtsmeisters Schmeling gegen den französischen Meister Charles konnte der Deutsche überlegen Siegen und den Franzosen in der achten Runde zur Aufgabe zwingen. Einmal ein erfreuliches Ergebnis für den deutschen Boxsport, der in letzter Zeit feindselig auf der Höhe war und auch in den Niederlanden Dienste ausspielen kann.



dafür, wie beliebt das Fußballsport in Deutschland geworden ist. Selbst in den letzten Jahren noch kamen solche Zahlen bei Fußballspielen nur in England oder Amerika vor.

Die Internationalität bei Sportkämpfen hat bei-  
nabe wieder ihren Vorkriegshand erreicht. Im Fuß-  
ballspiel mögen sich in Berlin die  
Mannschaft der englischen Universität  
Cambridge mit der des Sportvereins  
Preußen. Die englische Mannschaft  
fand trockne heftige Gegenwehr der  
Deutschen mit 3 : 2 den Sieg für sich  
zuden. — Dagegen konnte Deutschland  
Erfolge in dem großen internationalen

internationale Kämpfer hatte Enttäuschungen erfahren.

Auch in den Reihen des Reichsbanners ist man, soweit die körperliche Erschöpfung zu unseren Aufgaben gehört, eifrig an der Arbeit. Die Marineabteilungen in den Hafenstädten haben zu Osten ihre Anfahrt gemacht. Die Berliner Wasserportabteilung, deren große, 120 Bootsstände und Aufenthaltsräume umfassenden Bootshäuser an der Oberspree fertiggestellt sind, feiert am Sonntag nach Ostern die Weihe des von der Stadt Berlin gestifteten Vierers „Oberbürgermeister Böß“. Die Vorbereitungen für den Sommer- und Wasserport sind überall eifrig im Gange.



Bei dem Boxkampf der Mittelgewichtsmeister Deutschlands und Frankreichs — Schmeeling (rechts), Charles (links) — in Berlin war der Franzose in der achten Runde zur Kugel gezwungen. *Phot. A. Gross*

*Plant. A. Organ.*

Rechts: Eröffnungsrennen in Karlshorst. Aufmarsch der Teilnehmer zum Hauptrennen des Tages. Presse-Photo

